

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 108

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Ursula Bruns
Lesebuch

Zusammengestellt von
Walter Gödden



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 108

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden
Band 108

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Gefördert mit einem Druckkostenzuschuss des Museums für Westfälische Literatur, Kulturgut Nottbeck

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2021 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1757-2
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Auszüge aus »Hindernisse für Huberta« (1950)	7
Auszüge aus »Wohin mit Fritzi?« (1951)	23
Auszug aus »Dick und Dalli und die Ponies« (1952)	57
Auszüge aus »13 alte Esel« (1956)	67
Auszüge aus »Echtes Gold und falsche Steine. Eine Frau reist durch Ägypten« (1965)	89
Auszug aus »Der Zauberer von Amsterdam« (1964)	113
Nachwort	123
Textnachweise	151

Auszüge aus »Hindernisse für Huberta«

Jenseits des Gebüsches polterte der Milchwagen über die Brücke. Der Schweizer fuhr im Sommer immer gegen halb fünf zum Melken; beinahe ein Wunder, daß er bis heute von dem morgendlichen Treiben neben seinem Weg noch nichts gemerkt hatte. Sowie aber das Rollen der ewig quietschenden Räder oder das Klappern der leeren Milchkannen auch nur von Ferne zu vernehmen war, verhielt sich die Bande mucksmäuschenstill. Muschik schien zu ahnen, um was es ging, denn noch nie hatte er gewiebert oder sich sonstwie bemerkbar gemacht.

Auch heute fuhr Felix erst, als die Luft wieder ganz rein war, fort: »Also, um es noch mal deutlich zu sagen: jeder Sprung besteht aus fünf Teilen, dem Anreiten, Abspringen, Schweben, Landen und Weiterreiten.«

Huberta konnte nur knapp ein spöttisches »Ach« unterdrücken. Da sie jedoch entschlossen war, bis zum Turnier alles über sich ergehen zu lassen, behielt sie auch jetzt die schnodderigen Bemerkungen heroisch bei sich und piekte nur Muschik ein bißchen in die Seite – zur Ablenkung. Dann horchte sie auf.

»... nämlich deshalb wichtig, weil sich der Reiter genau überlegen muß, was er dabei zu tun hat, oder richtiger, wann er überhaupt was zu tun hat. Erster Teil: Anreiten – darauf kommt's für den Reiter an. Er muß das Tempo regeln, damit einerseits keine blinde Raserei daraus wird und der Gaul einfach durch das Hindernis rennt, und das Pferd andererseits nicht so langsam wird, daß zum Springen kein Schwung da ist. Und bei so einem lebhaften Bruder wie Muschik muß der Reiter die Ohren steif halten, daß der Bock nicht Reißaus nimmt und auf eigene Faust in der Gegend 'rumturnt.«

Obwohl es wirklich spannend war, mußte Huberta grinsen. Wenn Felix schon »Gaul« und »Bock« sagte, fühlte er sich äußerst unbehaglich.

Uschi schien den gleichen Gedanken verfolgt zu haben, denn prompt kam die Frage: »Du, woher hast du denn so einen Haufen neue Weisheiten? Du quatschst ja wie ein Buch!«

»Was sonst nur dir persönlich zusteht, wie?« knurrte Felix böse. »Bin ich vielleicht ein staatlich geprüfter Reitlehrer gewesen, als mir das hehre Amt zuteil wurde, zukünftige Springkanonen auszubilden? Was bleibt mir denn schon anderes übrig, als möglichst viel darüber zu lesen, he? Aber wenn du es ganz genau wissen willst: Mir selbst wär' es bestimmt lieber, den Dreh auf Freya, und still für mich allein, auszuprobieren!«

Nach diesem Temperamentsausbruch zur falschen Seite hin erläuterte er weiter: »Beim zweiten, dritten und vierten Teil soll der Reiter möglichst wenig tun. Beine leicht an den Pferdekörper drücken, in den Bügeln stehend mit-springen, das heißt, sich mit dem Pferd zugleich vorwärts und aufwärts schnellen und beim Landen den Ruck mit den Knien abfangen und nicht in den Sattel knallen – das ist alles, und natürlich mit den Händen am Pferdehals entlang nach vorn nachgeben. Der Hals muß sich strecken können. Er ist das Steuer, mit dem sich das Pferd im Gleichgewicht hält. Ja, und beim fünften Teil kriegt der Reiter schließlich wieder dasselbe zu tun wie am Anfang: energisch weitertreiben, gerade aufs nächste Hindernis zu-reiten, Tempo regulieren! Alles kapiert?«

Huberta nickte eifrig. War gar nicht so dumm, das mit den fünf Teilen. Sie nahm die Zügel kürzer, setzte sich tief in den Sattel und drückte das linke Bein gegen den Satteltgurt. Muschik galoppierte auf der Stelle an.

»Erst einmal um die Wiese«, kommandierte Felix, »und versuch dabei, etwas schwungvoller zu werden. Aber nicht schneller – nicht schneller! Zügel kürzer!«

Huberta geriet ins Schwitzen. Vorn taten ihr die Arme weh vom Zurückhalten, unten die Beine vom Treiben. Half aber nichts, Muschik durfte nicht rasen und auch

nicht bummeln, sah sie klar ein. Nur – wenn's nicht für den Sattel wär und für Felix, dann sollte ihretwegen das Turnier getrost zum Teufel gehen.

»Noch einmal 'rum!« Der Lehrer war unerbittlich. »So – schon besser! Jawohl – fein die Pfötchen zusammenziehen und dann los – langsam zusammenziehen, vorwärts-schnellen – blendend ...«

Schwitzen war kein Ausdruck mehr. Nie wieder anderen Menschen den Arm brechen, schwor sie sich. Nach der dritten Runde gab es plötzlich inwendig in ihr einen Ruck. Mit einemmal ging das Treiben, Gegenhalten und Sitzenbleiben weich und stockungslos ineinander über. Sie dachte an gar nichts mehr. Hände, Beine, Rücken arbeiteten von selbst, einem rhythmischen, lebendigen Zwang gehorchend – Muschik und sie gehörten ganz und überall zusammen. Wie in eine Schaukel schmiegte sie sich in die Sattelmulde, und die Schaukel bewegte sich leicht und schwebend vorwärts. Ohne es zu begreifen, wußte sie: Ich brauche nur zu wollen, dann schaukelt es schneller, und wenn ich bloß will, wird es langsamer. Keine Hilfe war mehr nötig.

Felix' Stimme riß sie in die Wirklichkeit zurück.

»Sag mal, träumst du jetzt schon beim Üben? Wenn du für den Rest deines Lebens selig lächelnd galoppieren willst, kann ich mich ja wieder in die Falle verkriechen. Abbiegen hab' ich gesagt – im verkürzten Galopp auf die Tönnchen zu und wieder auf den Hufschlag zurück!«

Schade. Na ja, das war vorbei. Sie gab wieder die Hilfe zum Angaloppieren und hätte dann fast aufgejauchzt: wieder wiegte sich Muschik im kurzen Galopp, weich, federnd, willig. Felix schmunzelte – bei denen war der Groschen gefallen.

Das Hindernis tauchte auf, Huberta hob sich in den Bügeln, reckte die Hände weit vor, unter ihr machte Muschik einen geschmeidigen Satz, landete – bums, krachte sie in den Sattel zurück, und der Traum war aus. O du grüne Neune!

So war es immer: Ein Stückchen Sicherheit wurde mühsam dazugewonnen, und kaum hatte man es sich errungen, dann tauchten heimtückisch neue Fehler auf. Ob das denn immer so blieb? Wo war der begeisterte Schwung der ersten Tage hingerahten? Der Gedanke an Turniere, Fahnen, Zuschauer, klatschende Hände, jubelnde Rufe? Üben, üben – stand jetzt über allen Tagen, und ganz weit hinten leuchtete, winzig klein, als einzige Forderung der Sattel. Sie verbiß sich in die Idee, ihn um jeden Preis zu gewinnen.

Mit der Zeit trat auch dieser Gedanke zurück. Wiedergutmachen, dachte sie, nie vergessen, daß ich schuld bin. Aber es mußte doch eine Möglichkeit geben, wiedergutzumachen, selbst wenn sie den Sattel nicht erränge? Das war doch so unwahrscheinlich, das Gewinnen. Sie seufzte oft und tief. Nach all dem Grübeln über hohe Ziele blieb schließlich nur Hilflosigkeit zurück.

Und nur eins blieb zu tun: Jeden Tag einen Schritt machen, ganz gleich, ob's zum Schluß einen Preis einbrachte. Wenn man wirklich jeden Tag von neuem tut, was man sich vorgenommen hat, was man tun muß – ob das nicht am Ende vielleicht auch schon ein Wiedergutmachen ist? dachte sie. Und übte weiter.

Der Bund fand, man müsse allmählich auch daran denken, den Bau des Wassergrabens in Angriff zu nehmen. Der Schulze meinte zwar, das sei überflüssig, da Hermit ihn von den vielen früheren Turnieren her wohl noch kenne, aber die Eifriger hatten geschlossen protestiert und sich – trotz drückender Hitze – heftig in die Arbeit gestürzt.

Anderthalb Tage hatte die Buddelei gedauert, dann war der Graben zwei Meter fünfzig lang und etwa ebenso breit. Am Absprung war er vierzig Zentimeter tief und lief bis zum Aufsprung langsam bei. Die herausgeholte Erde war vorn zu einem stabilen Wall aufgeworfen, den Muddele unentwegt festgetrampelt hatte. Begreiflicherweise war

die Bande zum Platzen stolz auf das Ergebnis ihres Fleißes und konnte kaum den Moment abwarten, wo er voll Wasser war. Muschik war beim Arbeiten mehr als lästig gewesen. Dauernd lief er zwischen den Spaten herum und wollte Zucker haben. Einmal hatte er doch wahrhaftig die Frechheit gehabt, Uschi – als sie sich gerade zu einem besonders tiefen Einstich bückte – in die hochgestülpte, pralle Kehrseite zu kneifen. Als sie quietschend herumfuhr, rieb er nur schmeichelnd sein weiches Maul an ihrer Schulter und schnaubte so zärtlich, daß dem guten Dickkerchen das Herz schmolz. Statt eines Klapses bekam er obendrein tatsächlich den ersehnten Zucker. Man konnte ihm einfach nicht böse sein.

Felix pumpte am Tränkbassin mit der gesunden Linken, die Übrigen schleppten einen Eimer nach dem anderen quer über die Wiese zum Graben. Das Ergebnis ihres Mühens jedoch blieb aus. So schnell, wie das Wasser ausgegossen wurde, saugte die durstige Erde es wieder ein.

Nach dem dritten vergeblichen Versuch blieb nur noch der hilfeschauende Blick auf die Meisterin. Ihr Köpfchen arbeitete fieberhaft. Dann rannten sie alle gleichzeitig los. »Planel!« hatte Uschi gesagt.

Gemeinsam zerrten sie aus dem Geräteschuppen das wasserdichte Zelttuch, das bei Regenwetter über den großen Flachwagen gelegt wurde. Es füllte den ganze Graben aus und stand an den Rändern noch über, so daß man es mit einer Ziegelstein-Einfassung festhalten konnte.

Jetzt füllte sich die Mulde. Das Schleppen machte direkt Spaß, wenn man das Höhersteigen verfolgen konnte. Muschik fand die Sache ebenfalls aufregend. Das eine Ohr vorsichtshalber in den Nacken gelegt, schlenderte er näher.

Und dann fiel den erschöpften Wasserträgerinnen vor Empörung der Eimer beinahe um. Nahm doch dieser Lauselümmel mit allen vieren im Graben ein Fußbad und soff dabei und hörte gar nicht mehr auf zu saufen – und

statt zu steigen, sank der Wasserspiegel wieder mal.

Überhaupt – dieser Graben!

Es gibt Dinge, um die herum die Luft einfach mit Unheil geladen ist: Vasen, die schon siebzehnmal geleimt sind, weil sie vom reinen Ansehen auf den Boden fallen, während andere noch stehen bleiben, wenn man daran stößt – Blusen, die man nie auch nur eine halbe Stunde anhaben kann, ohne daß mindestens ein Tinten- oder Rotweinflecken darauf ist – Futterkistendeckel, die trotz sämtlicher Vorsichtsmaßnahmen unentwegt zuklappen, wenn man halb in der Kiste hängt, um seinen Lieblingen klammheimlich eine Sonderration zu besorgen. Man kann sich noch so in acht nehmen, es passiert doch.

Von dieser Sorte war der Graben.

Daß Muddel bis zum Turnier allabendlich eine Ohrfeige bezog, weil er von oben bis unten triefte, war noch das wenigste. Regelmäßig wiederkehrende Strafen gehörten beim jungen Schulzen leider schon bald mit zum Vergnügen. Sowie er sich entschieden hatte, daß ein ganzer Tag am Wasser eine Backpfeife wert war, nahm er sie seufzend, aber gelassen hin.

Aber er war nicht der einzige Leidtragende, und die Bande erlebte einen Riesentriumph. Schulze Westrup hatte sich das neue Hindernis nur eben im Vorbeireiten angesehen und erledigte dann seinen allabendlichen Parcours. Er war – entgegen seiner Gewohnheit – durchaus nicht bei der Sache. Eine Jungsau hatte am Vormittag elf Ferkel geworfen und acht davon gleich wieder aufgefressen. Gerade mit diesem Wurf rechnete der Schulze schon längere Zeit, und begreiflicherweise ärgerte er sich über Trina, die, statt aufzupassen, träge gedöst hatte.

Hermit war Nervosität bei seinem Herrn nicht gewohnt. Ein paarmal ließ er sich einen harten Ruck ins Maul gefallen, dann bockte er. Gerade da aber wollte der Schulze den Graben springen. Der Fuchs bekam einen Jagdhieb über die Kruppe, fegte wütend los, erkannte zu spät das

ungewohnte Hindernis und rammte die Beine in den Boden. In hohem Schwung sauste der Reiter allein durch den Abend und landete mitten im Wasser.

Die Bande lachte Tränen, und selbst Trükens prinzipielle Hochachtung vor ihrer Herrschaft hielt dem Anblick des ziemlich belämmert im Nassen sitzenden Schulzen nicht stand. Sie konnte sich knapp noch abwenden, aber dann prustete auch sie los.

Am folgenden Tag war Uschi an der Reihe, Uschi, die doch mit der eigentlichen Springerei nicht das geringste zu tun hatte. Sie bummelte auch nur näher, um sich die letzten Unterweisungen anzuhören, die Felix Huberta vor dem Sprung noch gab. Und da sie zwar breit, aber nicht hoch war, als Bundesmeisterin jedoch den unwiderstehlichen Drang nach innerer wie äußerer Größe hatte, stellte sie sich auf die Ziegelsteinumrandung, wo sie sogleich gedankenverloren auf und nieder zu wippen begann. Trotz alledem wäre natürlich bei keinem anderen Graben was passiert.

»Ihr könnt mir's glauben oder nicht«, schnaubte sie, als sie quietschnaß an Land kletterte, »der Graben ist verhext! Ich beiß' mir selbst auf der Stelle ein Ohr ab, wenn mir einer sagen kann, wie ich da 'reingeplumpst bin.«

Muschik und Huberta wuchsen von Mal zu Mal fester zusammen. Die Hilfen im Schritt, Trab und Galopp saßen eisern. Immer mehr wurden sie zur Gewohnheit, wurden lockerer, selbstverständlicher. Bloß am richtigen Springen haperte es noch. Wie lange das doch dauerte, bis aus einem übermütigen jungen Hengst und einem ehrgeizigen kleinen Mädchen ein ganz miteinander verwachsenes Paar wurde, das die leise Aussicht hatte, auf einem richtigen Turnier nicht unangenehm aufzufallen. Huberta seufzte. Siegen, Sattel gewinnen – liebes Lottchen! Nur nicht in Grund und Boden blamieren, das allein wär schon ein Geschenk. Quatsch, üben!

Oxer – bums! Triplebarre – bums! Ginsterhürde – na, da war nicht viel kaputtzumachen. Jetzt die Tönnchen – Muschiks Hufe dröhnten gegen die oberste Reihe. Eine Stange, das Tor – bums, bums!

Felix wandte sich an die in der Morgenfrische bibbernde klitschnasse Meisterin und sagte hohnlachend:

»Nun sieh dir das an! Weißt du, was das ist? Ein Übungsplatz? Daß ich nicht lache! Ein Hindernisfriedhof ist das! Nicht einmal fehlerlos drübergekommen. Und so was will Springpreise gewinnen!«

Huberta hätte am liebsten losgeheult. Jetzt strengte sie sich doch so an, und es war bestimmt nicht mehr allein ihre Schuld.

Muschik tat irgendwie nicht mit. Nahm sich vor den Hindernissen nicht auf. Aber heulen war sinnlos, so viel hatte sie inzwischen ja gelernt. Zähne krachend aufeinandergebissen, daß man's bis zu den anderen hin hören konnte!

»Probier wenigstens den Graben noch«, meinte Felix, ebenfalls besänftigt von so viel gutem Willen.

Huberta nickte. Muschik besah sich das Ding zunächst mal von allen Seiten. Als er dann dagegengaloppierte, war ihm nicht klar, was er damit anfangen sollte. Durst – wie neulich – hatte er nicht. Der kleine Wall davor war zum Springen, natürlich. Hinein ins Vergnügen also. Trotz energischen Treibens hüpfte er nur gerade über das Wällchen und dann mit allen vieren ins aufspritzende Wasser. Die Plane war glitschig geworden. Ein Stückchen schlitterte er noch weiter – dann rutschten ihm gemächlich, aber unaufhaltsam die Beine weg, und Roß und Reiterin nahmen ein kühles Bad.

Felix wankte erschlagen davon.

Hubertas innere Unruhe wuchs, je näher der große Tag kam.

Die letzte Woche. Montag, Dienstag, Mittwoch – Donnerstag. Das Frühaufstehen ging immer leichter, dafür fiel ihr jetzt das Einschlafen schwer. Nun wurde sie auch noch mitten in der Nacht wach. Im Zimmer war es dunkel und seltsam drückend warm. Sie stand auf, um auch das andere Fenster zu öffnen. Dabei fiel die letzte Schläfrigkeit von ihr ab, und jetzt vernahm sie deutlich das Rauschen des nächtlichen Regens. Als ihr Blick den Wecker streifte, erschrak sie. Es war gar nicht mehr mitten in der Nacht, sondern zehn vor vier – die übliche Zeit zum Aufstehen. Aber, bei dem Regen üben? Sie hatten von vornherein ausgemacht, bei richtigem Regenwetter nicht aufzustehen, denn dreimal nasse Kleider und ein nasses Pferd, das wäre aufgefallen. Bloß hatte es bis jetzt um vier Uhr morgens noch nie geregnet.

Sie tappte zum Bett zurück, legte sich wieder hin. Uschis regelmäßige Atemzüge waren ganz laut zu hören. Herrlich, so schlafen zu können. Leise nahm sie ihre Kleider vom Stuhl und huschte zu Trüken ins Zimmer. Schlafen konnte sie doch nicht mehr.

Die Alte humpelte ihr mit schmerzverzogenem Gesicht entgegen.

»Nun sieht es aber dumm aus mit dem Turnier, denn der Regen hält sich. Wenn mich mein Rheumatismus so plagt, dann hält er sich eine ganz hübsche Zeitlang.«

Huberta bekam's nun wirklich mit der Angst zu tun. Trükens Rheumatismus war unfehlbarer als das beste Barometer.

»Springen wir eben im Regen«, meinte sie und würgte die Enttäuschung krampfhaft hinunter.

Trüken behielt recht. Der Regen pladderte so weiter – nicht heftig, aber beständig.

Am ersten Tag tröstete man sich, so gut es ging. Uschi verschief den ganzen Nachmittag, die beiden anderen halfen Willem in der Sattelkammer das Paradegeschirr putzen. Das Leder wurde gewaschen und schwarz gewichst, die Messingteile mußten mit Wollappen blank gerieben werden. Anschließend kam das Sattelzeug an die Reihe, und Huberta schmuggelte auch ihr eigenes dazwischen.

Ganz im Gegensatz zu seiner sonstigen Schweigsamkeit war Willem ausgesprochen redselig. Für Turniere hatte er was übrig. Erstens war es eine aufregende Abwechslung nach der Ernte, zweitens traf man Unmengen von Bekannten, drittens gab es Freibier mit Tanz hinterher, und schließlich waren Reiter und Fahrer nicht knauserig, wenn man ihnen als geschickter Kerl beim Aufsitzen, Satteln und Starten ein wenig an die Hand ging.

»Weißt du schon, ob viele Wagen kommen?« erkundigte sich Huberta.

Willem warf sich in die Brust. Natürlich wußte er! »Zwölf Stück. Aber keine Konkurrenz dabei. Am besten sind noch die beiden Braunen von Schulze Fahland.«

»Und was hältst du vom Springen?« unterbrach Felix den Redestrom.

»Ja, das Wetter, das Wetter!« Willem kratzte sich bedenklich den Schädel, »kann ja bis Sonntag noch anders werden, aber sonst ist es böse. Die Pferde können keinen glitschigen Boden vertragen. Gibt eine wilde Rutscherei.« Dann verklärte sich sein Gesicht wieder.

»Fahren ist eben das einzig Wahre, sag' ich immer. Da kann es schon ganz schön naß sein, bevor es was ausmacht. Und unsere beiden sind nicht zu schlagen, da mach' ich noch vor einer Karre voll Rüben den ersten Preis mit.«

Felix hörte längst nicht mehr zu. Ihn interessierte nur das Springen. »Reizende Aussichten«, brummte er und fügte düster hinzu, »aber so mußte es natürlich kommen!«

Freitagmorgen schlichen drei kümmerliche Gestalten durchs Haus. Der Regen wußte, was er sich nach der langen Schönwetterperiode schuldig war, und nieselte so weiter, nicht viel, nicht wenig, aber ausdauernd.

Beim Frühstück beschäftigte alle drei nur der eine Gedanke: Wie kommen wir bei dem Hundewetter in die Stadt, um uns den Platz anzusehen? Es wurde allerhöchste Zeit, sich ein ungefähres Bild von der Springbahn zu machen und mit Toni Brinklade noch einmal wegen der endgültigen Anmeldung zu sprechen. Daß trotz der Nässe gestartet werden sollte, war selbstverständlich. Muschiks kleine Hufe rutschten auch nicht so leicht wie die schweren, breiten der großen Pferde. Im letzten Moment kniefen kam sowieso nicht in die Tüte. »Mitgemacht wird – und wenn wir schwimmen müssen!« hatte Huberta, wild entschlossen, unter beifälligem Nicken der Bundesbrüder vorhin gesagt.

Als ob der Schulze ihre geheimsten Gedanken erraten hätte, meinte er gerade: »Werde gleich mal zur Stadt fahren und mich bei Brinklade nach dem Stand der Dinge erkundigen. Willem klappt das Verdeck am Jagdwagen runter. Sauwetter! Schöne Enttäuschung für den Verein, wollte die Sache wohl ziemlich groß aufziehen.«

Huberta konnte es kaum abwarten, bis Vater schwieg. Ungeduldig platzte sie nun los: »Du, nimmst du uns mit?«

Der Schulze dachte an die miesen Aussichten für Sonntag und wollte Ruhe haben. »Nein, denke nicht dran. Bleibt ihr nur schön zu Hause.«

Vaters Wort war meistens endgültig, das wußte seine Tochter ganz genau. Statt aber das Äußerste, nämlich eine Bitte, zu versuchen, rief sie unbeherrscht: »Aber wir müssen doch dringend ...« Und hielt nach einem bundesbrüderlichen Tritt gegen das Schienbein erschreckt inne.

»Ach, ihr müßt?« Schulze Westrup war leise verärgert. Die Gesellschaft wird mir zu übermütig, dachte er, bekommt zu viel ihren Willen.

Ehe er jedoch sein Verbot wiederholen konnte, legte sich überraschenderweise seine Frau ins Mittel. Uschi hatte genau beobachtet, wie es bei Hubertas Worten um ihre Mundwinkel gezuckt hatte, ganz kurz nur, aber wie von unterdrücktem Lächeln. Jetzt bat sie in ihrer üblichen freundlichen Art: »Du würdest mir persönlich einen Gefallen tun, wenn du sie mitnähmst, Hubert. Ich möchte mit Trina die vorderen Zimmer mal gründlich putzen, da stehen sie mir doch nur im Weg. Außerdem hätte ich ein paar Besorgungen zu machen, und Frau Kottrup könnten sie von Trükens Tee bringen. Sie hat sich erkältet. Zudem hab' ich Verständnis dafür, daß sie nach so langer Zeit«, sie sah die drei Helden nacheinander an, »mal dringend in die Stadt müssen.«

»Na ja, dann!« Ihr Mann war einverstanden.

Die Bande rückte unbehaglich auf den Stühlen herum. Bei der Schulzin wußte man nie, ob das nun Absicht oder bloßer Zufall war.

Trotz des Regens wurde gehämmert und gesägt, geschleppt, gegraben und gepflanzt, daß es eine wahre Pracht war. Toni Brinklade, der Vereinssekretär und für die Durchführung des Festes verantwortlich, stiefelte gerade mit Doktor Vorholz über die Bahn, als der Westrupsche Wagen ankam. Allseitiges kräftiges Händeschütteln.

»Na, Brinklade, wie steht's mit der Beerdigung?«

»Hoppla, Schulze, wir werden Sonntag den Tag unseres Lebens haben, Sommer, Sonne, Seligkeit, und was Sie sonst noch wollen. Extraabmachungen mit dem himmlischen Wetterwart. Da kennen Sie den alten Petrus schlecht.«

»Und ansonsten«, dröhnte der Baß des Doktors auf, »findet bei Regenwetter der Krieg im Saale statt. Paß dann bloß auf, daß du mit deinem roten D-Zug hier«, er klopfte

den Füchsen die nassen Hälse, »die Theke stehen läßt, damit nicht das einzige wirkliche Unglück passiert, daß die innere Feuchtigkeit ausgeht.«

Willem, auf dem Bock, grinste von einem Ohr zum anderen. Das mit der inneren Feuchtigkeit wäre wirklich ein Unglück. Paar anständige Doppelkörner oder ein halbes Dutzend Bierchen gaben der Festivität erst den richtigen Schwung.

Die Herren stapften unterdes, Mantelkragen hochgeschlagen, Hüte tief in die Stirn gedrückt, Hände in den Taschen vergraben und bis zu den Knien hinauf naß, von Hindernis zu Hindernis. Die Bande schlich ehrfürchtig hintendrein. Keiner von ihnen hatte ja jemals einen richtigen Turnierplatz gesehen, und das hier sah nun wirklich ein bißchen anders aus als die gute, alte Übungswiese. Die Sprünge waren leuchtend rot und weiß angestrichen. Seitlich standen je zwei Lattenfänge, damit die Pferde vor dem Sprung nicht ausbrachen. Na, das tat Muschik gottlob ohnehin nicht. Dafür wurde die Sache anderwo mulmig: ein Billard gab's hier und einen Trakehner, die sie zu Hause natürlich nicht gebaut hatten, weil es zu umständlich war. Huberta wurde beklommen zumute. Feine Blamage würde das werden – Muschik kannte ja die Hälfte nicht mal. Felix biß mit wütendem Gesicht die Zähne aufeinander. Der Jammer um den verlorenen Spaß packte ihn plötzlich mit aller Gewalt. Das wäre ein Ding gewesen, Freya hier kreuz und quer drüber zu feuern!

Auf den beiden Längsseiten des Platzes waren Tribünen errichtet worden, eine mit, die andere ohne Dach. Zwischen Platz und Tribünen waren breite Kieswege für Zuschauer, Pferde und Gespanne. An der oberen Schmalseite war der Sattel- und Abreiteplatz, wo auch die Wagen sich versammeln konnten. Unten, neben dem Eingang, lag ein geräumiger Werkzeugschuppen.

Als sie auf ihrem Rundgang so weit gekommen waren, ließ Toni Brinklade die Herren ein Stückchen vorgehen und

sagte, sich zurückwendend, blinzelnd: »Da drin könnt ihr euren Hengst unterstellen. Ich laß eine Schütte Stroh hinschaffen und eine Kleinigkeit Heu, das beruhigt. Schlüssel geb' ich euch gleich. Oder habt ihr es euch anders überlegt?«

Empörte Verneinung. Anders überlegt – was der sich wohl dachte!

Toni Brinklade war selbst noch ziemlich jung und fand die Geschichte höchst spaßig. Nachmeldungen waren zwar eigentlich nicht erlaubt, er würde es aber mit den Herren vom Festausschuß schon in Ordnung bringen. War doch mal was anderes, dachte er vergnügt, statt der rauhen Lämmel das zarte blonde Mädchen da hinten.

Huberta flog vor Aufregung am ganzen Körper. Hier also würde es sein, übermorgen schon! Uschi grübelte darüber nach, wie man Muschik ungesehen herbekäme. Felix überlegte auch was, mit zweifelnd gekrauster Nase. Am Ende hatten sie beide eine Idee.

In Brinklades warmen Büro bekamen sie alle erst mal einen Schnaps eingeschickt, der in der Kehle höllisch brannte und dann vom Magen aus sanfte Wärme verstrahlte. Da fiel Uschi plötzlich ein, daß sie schon zu Tante Aloysia vorausgehen wollte und ja noch vorher telefonieren mußte.

»Punkt zwei fangen wir an«, erklärte Brinklade, »ob es regnet oder nicht. Die gedeckte Tribüne faßt zur Not über tausend Menschen, so daß wir mit denen mal bestimmt rechnen können. Für die Teilnehmer ist es ja übler. Eventuell schlagen wir noch ein Zelt am Sattelplatz auf. Ausgeschrieben sind eine Einspannerprüfung, eine für Zweispänner, ein Kaltbluttrabreiten, damit auch die Liebhaber der schweren Pferde was haben, eine leichte Dressurprüfung, ein Geschicklichkeits- und zwei Jagdspringen. Zwei Schaunummern haben wir auch. Was? Nichts zu machen, wird nicht verraten! Abends Siegerehrung und Ball im

Schützensaal. Ganz große Sache. Wir haben an alles gedacht. Heillose Arbeit gewesen, das kann ich Ihnen bloß flüstern!»

Brinklade hatte sich in Fahrt geredet, seine Augen strahlten. Hinter ihm, ziemlich in der Ecke, saß Huberta, den Tränen nahe. Schon wieder ein unvorhergesehener Schlag.

»Zwei – zwei Springen?« stotterte sie hilflos.

»Natürlich. Eins für Anfänger, das andere für kampferprobtere Reiter.« Bei »Anfänger« blinzelte er ihr vielsagend zu.

Sie wandte sich an ihren Vater: »Und du?«

»Aber das ist doch klar, ich starte im zweiten Springen. Hermit wär schön beleidigt, und außerdem kann ich als greiser Mann ja auch nicht unter Jünglingen auftreten.«

Alles lachte. Huberta biß sich auf die Lippen, schluckte: »Ist – ist das das, wo man den Sattel gewinnt?«

Statt des Schulzen antwortete Brinklade: »Ja, den Sattel gibt's beim schwereren Springen. Unser kostbarster Preis. Aber der Sieger im anderen Springen kriegt auch was Feines: ein funkelnagelneues Kopfstück!« Und wieder zwinkerte er ihr lustig und wissend zu.

Vor ihren Augen drehte sich alles. Jetzt war's aus. Ganz von ferne hörte sie Vaters Stimme: »Kinder sollen eben keinen Schnaps trinken, meiner Tochter wird's schlecht.« Bloß nicht. Sie riß sich zusammen und sah verzweifelt zu Felix hinüber. Der sah ein bißchen dumm zurück. Für ihn lag der Fall klar, er war nur froh, daß die größte Konkurrenz auf diese Art ausgeschaltet war. Im leichten Springen – ohne Kanonen wie ihren Vater und ähnliche als Gegner – würde Muschik sicher nicht allzu blamabel abschneiden. Während sich das Zimmer immer dichter mit blauem Zigarrenqualm füllte und die anderen sich unter stetem Einander-zuprosten gemütlich über Einzelheiten des Tages unterhielten, versuchte sich Huberta über ihre Möglichkeiten klar zu werden.

Helfen kann mir keiner, dachte sie. Sich selber was vor-machen, hat auch keinen Zweck. Also: was kann Muschik? Springen. Stopp! – zuerst konnte er, in den letzten zwei Wochen ist mehr kaputtgegangen als heil geblieben. Und ich? Ich stör' ihn nicht mehr beim Springen, hat Felix gesagt, und ich merk's auch selber. Das ist schon 'ne ganze Menge. Außerdem können wir beide wunderbar galoppieren. Schnell und langsam können wir und haarscharf in die Kurven gehen; »rechts« und »links« brauch' ich bloß noch zu denken, schon ist's passiert. Das wär das. Andererseits mach' ich nur mit wegen des Sattels, da ist es ja blödsinnig, im leichten Springen zu starten. Noch blödsinniger natürlich, das schwere mitzumachen, weil wir's vermutlich nicht können. Sie seufzte tief. Dann fiel ihr ein Hoffnungsstrahl in die verdüsterte Seele: komisch, Muschik warf die kleinen Hindernisse viel öfter um als die größeren. Ob er die vielleicht lieber sprang? Egal, schloß sie energisch, so oder so kaputt – gekniffen wird jetzt nicht mehr. Wir haben getan, was wir konnten, Schrittchen für Schrittchen, machen wir also zum Schluß noch einen großen Schritt, und dann nie wieder Turnier. Sie war geheilt!

Beim Aufbruch flüsterte sie Toni Brinklade zu: »Ich starte im zweiten Springen. Vergessen Sie es nicht, und niemand darf's vorläufig wissen. Auch Felix nicht. Ich erklär's Ihnen später. Nur, ich muß und muß den Sattel haben!« Draußen war sie und ließ einen total geplätteten Vereinssekretär zurück. Er schnappte ein paarmal mit dem Mund, ohne ein Wort herauszukriegen, dann flüsterte er: »Da brat mir doch einer 'nen Storch – der Piepmatz ist größenwahnsinnig geworden!«

Auszüge aus »Wohin mit Fritzi?«

Das Haus Viehstraße Nr. 16, in dem sie jetzt wohnte, war Tante Albertinens Elternhaus. Das heißt, schon ihre Urgroßeltern hatten darin gewohnt – Tante Albertinens Urgroßeltern, natürlich. Der längliche, aus schmalen Ziegeln errichtete Bau war einstöckig, aber die Keller lagen ziemlich hoch, und das Mansardengeschoß war ausgebaut; so sah das Ganze nicht so klein aus, wie es im Verhältnis zu den modernen und größeren Geschäftshäusern an beiden Seiten eigentlich doch war. Um die hohen Fenster und die Eingangstür, zu der eine abgetretene, flachstufige Freitreppe mit geschwungenem Geländer hinaufführte, zogen sich altersgraue Sandsteinblenden.

Obwohl das Haus mitten in der Stadt lag, machte es einen fast ländlich-stillen Eindruck. Vielleicht deshalb, weil es sich in eine Mulde der Straße schmiegte, die gerade an dieser Stelle eine sanfte S-Kurve beschrieb und vor dem Haus Platz für zwei Rotdornbäume ließ.

Trix konnte auf dem Heimweg das vage Gefühl nicht abschütteln, aus sämtlichen Fenstern beobachtet zu werden. Es war natürlich blanker Unsinn, denn um diese Zeit waren die Leute in den meist nach hinten hinausliegenden Küchen mit den Vorbereitungen für das Essen beschäftigt, soviel kannte sie inzwischen schon von den Gewohnheiten der Städter. Und trotzdem glaubte sie hinter den Gardinen ein Geflüster zu hören:

»Da, sehen Sie, Heyses Nichte aus dem Osten. Albertine soll gar nicht mit ihr fertig werden. Sie ist zu bedauern, die Ärmste.«

»Mir kommt sie auch reichlich seltsam vor. So unliebenswürdig, nicht wahr?«

»Ja, ich sage eben immer, jenseits der Elbe lebt doch ein anderer Menschenschlag.«

»Nun, Leopold ist doch reizend!«

»Hm, hm, Leopold – sicher, der ist eine Ausnahme. Mit dem hat Albertine wirklich Glück gehabt. Ob umgekehrt auch, ist ja nicht so sicher, aber ich möchte nichts gesagt haben ...«

»Ach? Wissen Sie Näheres? Erzählen Sie doch mal; das interessiert einen doch! Ein bißchen lebenslustiger könnte sie vielleicht sein, aber sonst hört man doch eigentlich ziemlich wenig. Natürlich – wenn Sie Fakten wissen ... Es bliebe ja unter uns ...«

Und so würde es dann endlos weitergehen. Sie hatte es zum erstenmal gehört, als Tante Albertine an ihrem Kränzchendonnerstag einen Augenblick in der Küche zu tun gehabt hatte und sie selber mit der Kaffeekanne ins Zimmer zurück wollte und die Tür offengeblieben war. Das Zischeln der Flüsterstimmen verfolgte sie seitdem förmlich. Sie hatte ja nicht gehnt, daß sich Menschen so in halben Andeutungen und vielsagenden Satzketzen unterhalten konnten. Doch nach quälendem Nachdenken war ihr schon in den wenigen Wochen ihres Hierseins klargeworden, daß es für viele Menschen überhaupt die einzige Art der Unterhaltung war: beim Kaffeetrinken, beim Strümpfestopfen, bei morgendlichen Stippvisiten und beim nachbarlichen Besuch am Abend war der liebe Nächste das einzig interessante Objekt.

Aber mußten Schwätzereien nicht blühen in diesen engen Straßen, in denen die Menschen so nah beieinander hockten wie daheim höchstens das Vieh in den Ständern? Daheim – ach.

Müde und verdrossen stieg sie die Stufen hoch. Je näher sie der Tür kamen, um so ängstlicher winselnd preßte sich Fritz gegen ihre Beine. Sie bückte sich und streichelte den kleinen Hund, die Hefte vorsichtig jonglierend.

»Komm schon, mein Liebling, ich bin ja bei dir. Sei nicht bange, sie soll dir nichts mehr tun. Von morgen ab gehst du mit in die Schule, die Bärdicke muß es erlauben, wo ich doch einfach nicht weiß, was ich sonst mit dir machen

soll! Komm nur, komm, mein winziger, süßer Liebling, sei brav!«

Mehr als dem Hund mußte sie sich selber Mut zusprechen. Sie schluckte ein paarmal – so nah dem verhaßten Haus mit den Bewohnern, die sie nur widerwillig aufgenommen hatten.

Als sie den altmodischen Klingelzug mit dem blinkenden Messingring links neben der Tür in Bewegung setzte, ertönte drinnen ein feines Bimmeln, das gleich darauf in einen störenden Quietschlaut umschlug. Wenn ich hier immer wohnte, dachte Trix, würde ich zuerst einmal die Klingel ölen. Das Bimmeln ist süß.

Schon im nächsten Moment tat sie ihre eigene Feststellung verächtlich und bitter ab. Süß, süß, hier k a n n gar nichts süß sein! Das wär' ja noch schöner – erst findet man das Bimmeln süß, dann das Haus, schließlich die Stadt, die Menschen, vielleicht noch die Klasse und endlich und zum guten Schluß Tante Albertine, dieses Ekel! Und wenn man soweit gekommen ist, kann man sich begraben lassen. Nie wird es mir hier gefallen, nie!

Tante Albertine öffnete persönlich. Trixens erster Gedanke war wie jedesmal: zu geizig, um sich eine Hilfe zu halten. Auf ihrer Stirn standen böse Falten.

»Guten Tag«, sagte sie so knapp wie möglich. Im Hausflur drehte sie sich um. Ihr Blick streifte Seladon, den dicken roten Kater, der grad mit einem lautlosen Satz auf die Fensterbank sprang und gereizt fauchte, als er Fritzis erspähte. Fritzis Zittern wurde heftiger. Trix fragte zornig: »Warum mußt du den kleinen Kerl nur immer schlagen? Er tut dir doch nichts!«

Frau Heyse schien noch eine Schattierung bleicher zu werden, als sie sonst schon war. Hoch und streng hob sich ihre Silhouette vor dem aus den beiden Fenstern seitlich der Tür einfallenden Licht ab. Trix sah haßerfüllt, wie sie ihre schmalen Lippen aufeinanderpreßte, als unterdrücke sie nur mit Mühe eine gallige Antwort.

»Schaff den Hund aus dem Hause!« sagte sie nach einem Augenblick eisigen, aber seltsam müden Schweigens, ehe sie, ohne das Mädchen eines weiteren Blickes zu würdigen, ins Wohnzimmer und von dort aus in die Küche ging.

Trix legte die Hefte auf ein Tischchen in der Diele und nahm statt dessen das zitternde Bündelchen aus Haut und Knorpel auf den Arm. Ihre Augen brannten, als sie nach oben in ihre Mansarde stapfte.

»Nein, nein, nein«, flüsterte sie vor sich hin, »wenn Fritz wirklich fort muß, dann bleib' ich auch nicht.« Sie schluchzte trocken. »Sie soll so groß werden wie Dinah und immer bei mir bleiben. Und Vater soll wenigstens einen von allen seinen Hunden wiederhaben, wenn er zurückkommt. Wie können sie einem nur das einzige wegnehmen, das einem geblieben ist. Ach, hätten sie uns doch nur auch totgemacht, damals –«, schloß sie mit erstickter Stimme, ehe sie sich oben, den kleinen Hund noch auf dem Arm, über ihr Bett warf und den roten Schopf tief in die Kissen wühlte.

Und wenn man doch wenigstens weinen könnte!

Um halb fünf Uhr nachmittags sah man von den Fenstern der oberen Viehstraße aus, wie sich bei Heyses die Haustür auftat, die Nichte mit einem Packen Hefte unter dem Arm heraustrat und der komische dicke Hund, der aus dem Osten mitgekommen war, beinahe in ein Motorrad gelaufen wäre. Alle beide verschwanden sie dann gegenüber in der Dorotheenstraße.

Trix stöhnte im Gehen. Es war so heiß in der engen Straßenschlucht. Der Asphalt saugte die Füße an; man ging wie auf einem klebrigen Fließband. Auf der anderen Seite war eine Autowerkstatt. Große ölige Flecken blinzelten wie Riesenaugen mit grünlich- oder rostschillernder Iris. Benzingestank hing unbewegt, von keinem Windhauch zerteilt, in der Luft.

Luft? Trix lachte bitter auf. So was konnten auch nur diese Städter Luft nennen. Und wenn sie dann ihre stinkigen, muffigen Häuser betraten, in denen es nach den Kochtöpfen jeder Mietspartei roch, begrüßten sie sich noch mit Geseufze: »Hach, wie schön kühl Sie es hier haben, Frau Sowieso, wie gut das tut, nach der Hochsommerhitze draußen!«

Wütend stieß das Mädchen eine zerbeulte Blechdose fort, zum Entzücken Fritzis, die gleich wie ein tolpatschiges, eisgraues Elefäntlein hinterher galoppierte. Hochsommer – das war glasiger Himmel über brandbraunen Gerstenfeldern; und Kühle, richtige Kühle – ach, das war samtgrünes Gras, ein paar raue Treppenstufen und dann die Halle, die köstliche dämmrige Halle mit den Riesenschalen voll Rittersporn und – und –

Nicht daran denken, nicht, nicht! Trix klemmte die Oberlippe zwischen die Zähne, riß die Augen auf, so weit sie konnte, und herrschte sich selber an: »Vergiß es doch endlich. Es waren ja nicht mal Menschen. Zudem wird niemand durchs Drandenken wieder lebendig. Es hilft nichts, man muß ja doch weiterleben. Und die hier sollen nichts davon wissen, nie!«

Gleich darauf sackte sie in sich zusammen, schlich über die heiße Straße und murmelte: »Wär' ich doch auch nur tot. Oder wenn sie wenigstens, wenigstens Fritzi nichts täten! Ich will ja gern noch weniger essen. Und wenn sie einen doch nicht um alles Betteln ließen. Kann denn diese gräßliche Bärdicke nicht einfach ja sagen, ohne einen zu quälen?«

Der Packen Hefte wurde schwerer. Die Straße, in der Frau Dr. Bärdicke wohnte, lag am jenseitigen Ende der Stadt. Auch hier ein Haus eng neben dem anderen; ein paar verstaubte Bäume sollten wohl eine Allee vorstellen. Schöne Allee, dachte Trix höhnisch, und ihr Inneres empörte sich, wie immer, wenn sich überhell Bilder der Vergangenheit

vor die Gegenwart schoben. Allee – das waren vier schnurgrade Reihen pompöser Platanen mit silbrig schimmernden Flecken überall dort, wo die Rinde sich von den Stämmen löste; mit einem Schauer kleiner runder Blüten, die lautlos auf den Sand rieselten; ungeheuer lange Reihen immer kleiner werdender Bäume, an deren Ende etwas Weißes aufblitzte, ein Haus – ach!

Die Wohnung der Direktorin lag im zweiten Stock. Im Treppenhaus roch es stickig nach frisch aufgetragener Farbe. Trix blähte die Nüstern. In dieser Stadt roch es aber auch überall nach etwas Scheußlichem. Im Höhersteigen merkte sie, wie sehr ihr Herz hämmerte. Sie hatte Angst. Wenn sie nun trotz allem ein Nein zu hören bekam, was dann?

Vor der Etagentür bückte sie sich, das Kinn gegen den Heftestapel auf ihrem rechten Arm pressend, und hob Fritzi mit der Linken hoch. Erst als sie den weichen, warmen Hundekörper ganz nah neben sich spürte und das Hecheln der feuchten kleinen Zunge vernahm, drückte sie mit dem Ellenbogen entschlossen auf die Klingel.

Frau Dr. Bärdicke öffnete selber. Sie trug auch zu Hause den braunen Wollrock, die gelbe Leinenbluse und Haferlsocken in den derben Schuhen. Wie immer sah sie auch jetzt aus, als habe sie sich grad von oben bis unten mit Scheuersand abgeschrubbt. Eine der Türen hinter ihr stand spaltweit offen; ein niedlicher Junge mit krausen, blonden Haaren sah begeistert auf Fritzi, wobei er fast vergaß, mit dem Finger weiter in der Nase herumzubohren. Gleich drauf aber zog ihn ein größerer Junge derb zurück, die Tür knallte zu, und drinnen begann ein Brüllkonzert. Trix fand den Empfang rundum gewöhnlich, und ihre Nasenflügel verrieten diese Empfindung nur allzu deutlich. Dr. Bärdicke kniff die Augen hinter der Hornbrille amüsiert zusammen, ehe sie das Mädchen mit freundlicher Sachlichkeit begrüßte. Während sie über die Diele voranging, erläuterte sie:

»Es ist jetzt ein bißchen eng bei mir. Früher hatte ich die ganze Wohnung für mich, aber nun wohnt meine Schwester mit ihrer Familie bei mir. Fünf wilde Rangen ohne Vater, das ist für uns zwei Frauen nicht so einfach. Sie sind in Hamburg ausgebombt, und mein Schwager ist in Afrika geblieben. So – leg die Hefte nur dort auf den Schreibtisch.«

Die Direktorin hatte während des Sprechens die Tür zu einem geräumigen, mit Möbeln, Büchern und Bildern vollgestopften Zimmer geöffnet und war gerade im Begriff, die Hefte anzunehmen, als sie klatschend zu Boden fielen. Trix aber startete mit weitaufgerissenen Augen und zuckenden Lippen in die Nische zwischen den beiden Fenstern, wo im schrägen Strahl der Nachmittagssonne aus einem gedrungenen Tonkrug blaue Flammen hochzüngelten: Rittersporn, das Blättergestrüpp ineinander verflochten, die Fülle der Blütenstengel spröde auseinanderfahrend, umtanzt von Sonnenstäubchen.

»Beatrix, was ist denn nun schon w – ?«

Dr. Bärdicke runzelte die Brauen. Dann überfiel sie das eigenartige Gefühl von heute morgen wieder. Trotz? Nein, das sah anders aus, das kannte sie zur Genüge. Die starren, schwärzlich blauen Augen da sahen fast aus, als hätte sie einmal der Wahnsinn gestreift. Ach, Wahnsinn war natürlich ein viel zu großes Wort, schalt sie sich selber, das war ja Unsinn. Bloß, man wußte manchmal so sehr wenig von den Menschen, die einem anvertraut waren. Achselzuckend zur Tagesordnung übergehen konnte man doch in einem solchen Fall einfach nicht.

»Komm, Kind«, sagte sie, ihre rauhe Stimme dämpfend, »laß die Hefte liegen, setz dich drüben auf die Couch.« Eigentlich müßte ich sie ja schon siezen, fuhr es ihr gleichzeitig flüchtig durch den Kopf, Untersekunda! Aber sie war so schmal und noch so kindlich – –

Trix gehorchte mechanisch. Ihre Blicke wanderten immer noch über das blaue Flammengezügel. Rittersporn,

dachte sie, muß es den denn hier auch geben? Lief einem denn all das Fürchterliche nach und ließ einen nie wieder los? Leise stöhnend krampfte sie die Hände im Schoß zusammen.

Fritzi war beim Geräusch der fallenden Hefte unter einen der Sessel geflüchtet, wo sie sich am ganzen Leibe zitternd hinduckte. Jetzt schob sie ihr Schnäuzchen schnüffelnd vor, zwinkerte ein paarmal und kroch dann vorsichtig aus ihrem Versteck heraus. Dicke, wulstige Kummerfalten auf der Stirn, stand sie vor Trix, mit einer der wie verwittert aussehenden Vorderpfoten hin und wieder zaghaft aufmunternd ihr Knie berührend.

Dr. Bärdicke ertappte sich bei dem Wunsch, den dicken kleinen Kerl auf den Arm zu nehmen. »Ist dir nicht gut?« fragte sie Trix, leicht verwirrt, »möchtest du etwas trinken?«

Verneinendes Kopfschütteln.

»Nun, dann erzähl mir mal zuerst in aller Ruhe, was es mit dem Hund auf sich hat«, fuhr sie herzlich fort und streichelte über die Striemen auf Fritzis Rücken, »wir werden dann schon eine Lösung finden, denke ich.«

Erzählen? Trix zuckte zusammen. Alles in ihr widerstrebte diesem verhaßten Ansinnen. Nur nicht reden müssen; reden tat weh. Feindselig, mit schmalen Augen, sah sie hoch:

»Sie schlägt sie!« war alles, was sie herausbrachte.

Dr. Bärdicke hielt im Streicheln inne. Das hörte sie nun schon zum zweitenmal. Gab es denn wirklich keinen Zugang zu dem lebendigen Kern dieses Eisblocks da vor ihr? Alle beklagten sich über die abweisende Kälte der Sechzehnjährigen. Aber den Hund schien sie doch heiß zu lieben, und heute morgen hatte sie ihr im Grunde auch gut gefallen. Nein, da stimmte irgend etwas nicht.

Die Direktorin sah auf und entschied sich, ihrem ersten Eindruck zu vertrauen. Sie schob ihren Sessel näher heran,

und noch ehe sie sich selber über diesen Impuls Rechenschaft gegeben hatte, umschlossen ihre festen Hände schon die widerstrebend ineinandergeschlungenen des Mädchens. Dann sagte sie warm:

»Hör zu, Beatrix. Ich sehe schon, du magst nicht erzählen. Du brauchst auch nichts zu erzählen, was ich nicht wissen muß. Jeder Mensch hat ein Recht darauf, Dinge, die nur ihn selber angehen, für sich zu behalten. Aber – wenn du Hilfe von mir erwartest, mußt du mir auch helfen. Das ist doch nur anständig, nicht wahr? Stell dir bloß den Aufruhr vor, wenn es heißt, ein Hund darf mit in den Unterricht gebracht werden! Von den zwanzig Mädchen deiner Klasse wollen die meisten am nächsten Tag ebenfalls einen Hund mitbringen, vielleicht auch einen Kater oder einen Laubfrosch« – beim Gedanken an den Vorschlag von Herrn Walthari Müller mußte sie unwillkürlich lächeln –, »und die anderen stören den Unterricht, indem sie mit deinem Hund spielen. Wenn ich mich zu einem solchen Schritt entschließe, muß ich ihn verantworten können. Das Notwendigste mußt du mir also schon sagen.«

Trix hatte zuerst versucht, ihre Hände zu befreien, sie aber schließlich regungslos liegengelassen. Die Stimme der Direktorin klang bärenhaft brummig. Man konnte ihr gut zuhören. Bloß fragen sollte sie nicht. Anständig oder nicht – das war doch alles so gleichgültig, wenn man nicht davon reden konnte!

Dr. Bärdicke wartete ein Weilchen gespannt. Als das Mädchen statt jeder Antwort nur den Kopf wegdrehte und glasig auf den Rittersporn zwischen den Fenstern starrete, machte sie einen Vorstoß in anderer Richtung. Ihre Stimme klang ungehalten:

»Schade. Ich dachte, du würdest spüren, daß ich es gut mit dir meine. Ohne Grund kann ich die Erlaubnis nicht geben.« Sie erhob sich und ging in unmißverständlicher Absicht zur Tür.

Trix wandte den Kopf mit einem Ruck zu ihr hin. Vor ihren Augen jagten sich die Bilder: die Halle zu Hause, das Gröhlen der Betrunknen und – oh, die Hunde. Der Rittersporn flammte im Strahl der Nachmittagssonne – wie jetzt –; dann fiel der Krug um, die Sonnenstäubchen wirbelten, unten mischte sich das Wasser mit dem Blut. Sie mußte Fritz doch behalten, weshalb begriffen sie das denn alle nicht? Tante Albertine schlug sie. Und eines Tages würde sie vergiftet oder verschwunden sein, sie spürte es ganz genau.

»Nicht«, ächzte sie.

Die Direktorin sah sich knapp vor der Tür um. Fritz war auf die Couch gekrabbelt und preßte sich eng an das Mädchen; ihre Zunge fuhr schmeichelnd über den bloßen Oberarm, die gelben Augen bettelten um ein bißchen Beachtung.

Trix hatte das Gefühl, ihr Kopf werde im nächsten Moment platzen. Sie wollte ja reden, wenn es gar nicht anders ging, Herrgott, sie mußte doch reden! Nicht gehen, dachte sie, ich werde ja alles erklären. Wenn ich doch bloß den Mund aufmachen, bloß ein Wort reden könnte, jetzt, sofort, dann würde es schon weitergehen. Sie würgte, schluckte. Es ging nicht! Und nachher würde sie verzweifelt sein und immer und immer nicht weinen können. Nicht einmal das! Die Nächte waren so entsetzlich mit ihrer Angst und den schrecklichen Bildern. Ihre Kehle war wie zugeschnürt seit damals. Sie rang nach Luft und versuchte, das erste Wort hervorzubringen. Gleichzeitig stieg schon von tief unten die Verzweiflung hoch: hat ja doch alles keinen Zweck, ich werd' wieder nichts sagen, und die Bärdicke wird sich auch abwenden. Dann muß Fritz weg. Warum konnte sie denn nicht reden?

Die Direktorin fragte sich im stillen das gleiche. Das Entsetzen in den Augen da war ja nicht auszuhalten. Und um den kindlichen Mund waren Falten, die sie nicht sehen mochte, scharfe, müde, bittere Falten. Vielleicht hatte sie

es falsch angefangen? Auf alle Fälle zunächst Geduld. Sie mußte wissen, was los war, sie würde sonst doch keine Ruhe mehr haben. Ob sie redete, wenn man zuerst mal über etwas anderes sprach?

Sie setzte sich wieder in ihren Sessel. Fritz schob sich interessiert näher und versuchte, mit den Vorderpfoten hinüberzureichen und eine der Hände zu angeln, um an den Fingern Beißübungen zu machen. Menschenfinger hatten grad die richtige Dicke für ein Welpengebiß.

»Wo bist du eigentlich geboren, Beatrix?« Dr. Bärdicke bemühte sich, wenn schon nicht ihre Hand, so doch wenigstens die Augen von den tapsigen Pranken loszureißen.

»Ich muß gestehen, ich habe die Papiere damals nicht richtig gelesen. Von den meisten deiner Klassenkameradinnen kenne ich die Mütter schon von ihrer Schulzeit her, und die Töchter sind sozusagen vor meiner Nase groß geworden. Von dir weiß ich rein gar nichts. Nicht einmal, ob vielleicht der Herr Papa als Junge genau so redselig war wie jetzt seine Tochter.«

»Vater still? Oje, nein! Der hat mir immer erzählt, wie Großmutter sich früher Watte in die Ohren stecken mußte, wenn er und Onkel Lutz in den Ferien zu Hause waren.« Tatsächlich, so ging es! Trix hatte aufgeatmet: sie brauchte das Schreckliche nicht zu sagen. Sie lächelte: »Und – und ich bin auch nicht so sehr still.«

Mit heimlichem Entzücken betrachtete die Direktorin das zu ihr emporgewandte Gesicht, das in der Fröhlichkeit straff und jung aussah. Nach den letzten Worten aber fiel jäh wieder die Trauer darüber wie ein feuchtgrauer Nebel, alles kindlich Zarte verwischend.

»Zu Hause ...«

Nicht wieder in die Stummheit zurückfallen lassen, dachte die Direktorin, lieber wehe Erinnerungen wachrufen als abermals dies verstörte Schweigen. Plaudernd fragte sie weiter:

»Wo zu Hause? Du bist auf dem Land großgeworden, nicht wahr?«

»Wir haben ein Gut in Mecklenburg.« Ein kleiner trockener Schluchzer, dann: »Geboren bin ich aber in Greifswald, wo Vater Professor war. Als Onkel Lutz starb, zogen wir nach Schöngallen. Ich war noch sehr klein, grad erst in die Schule gekommen. Vater hat dann viele Bücher geschrieben. Eins über Hunde – das hab' ich später fast auswendig gelernt, im Winter, am Kamin in der Halle.«

Heimat. Nie war sie so schön gewesen wie jetzt, nachdem sie verloren war. Und es tat gut, von Schönerem zu reden.

»Schöngallen ist wundervoll. Flach, nur Äcker und Wiesen und dazwischen Seen – große, schilfbekränzte, mit Birkengestrüpp rundherum, und ganz kleine Tümpel, in denen tausend Frösche quaken. Und der Horizont ist weit. Als ich grad reiten gelernt hatte, so mit sieben Jahren, da wollte ich mit meinem Pony mal bis dahin reiten, wo der Himmel auf die Erde stößt, und ich weiß noch, daß ich drei Stunden lang galoppiert bin, und das Pony war hinterher klatschnaß, und der Horizont war immer noch endlos weit.« Sie lachte und wurde gleich wieder bedrückt. »Das ist das Schlimme an der Stadt – man sieht gar keinen Horizont, nur Häuser, und die meisten sind häßlich.«

»Na, daran gewöhnt man sich, glaub mir«, lächelte die Direktorin, »geh mal ab und zu am Fluß draußen spazieren, das tut auch dem Hund gut.«

»Vater ist viel mit mir spazierengegangen, oder er hat mich mitgenommen, wenn er mit Ricco auf die Entenjagd ging. Im Kahn.«

In den ganzen drei Wochen hatte sie zusammen nicht die Hälfte von dem gesagt, was sie jetzt sagte. Es verwunderte sie, aber sie hätte den ganzen Nachmittag lang weiter erzählen mögen.

»Ist Ricco dein Bruder?«

»Aber nein. Ich habe keinen Bruder. Ricco war ein Deutsch-Drahthaar-Jagdhund. Vater hat ihn mitgenommen, als er zum Schluß doch noch in den Krieg mußte. Mutter war zwei Jahre vorher gestorben, und von Vater habe ich schon lange nichts mehr gehört. Aber ein anderer Soldat war noch vor einem Vierteljahr da und sagte, Vater sei in russischer Gefangenschaft. Sonst weiß ich nichts.« Sie zuckte hilflos mit den Schultern.

Die Direktorin hörte zu; im ersten Moment erfreut über die Richtigkeit ihrer Schlüsse: äußerst sensibler junger Mensch, ohne Geschwister groß geworden, jetzt aus der gewohnten Bahn geworfen und ohne Zugang zur neuen Welt; gleich drauf kam ihr die Schwere dieser Umstellung zu Bewußtsein, und das schmale Mädchen, das sich so ganz allein zurechtasten mußte und überall aneckte, tat ihr leid. Ob man helfen konnte? Wie lebendig das Gesicht jede Seelenregung widerspiegelte! Die Augen leuchteten manchmal blau, und manchmal waren sie verschattet, fast schwarz. Die kurzen roten Haare standen ein wenig ab; knisterten sie nicht sogar? Ach, das war natürlich Unsinn, die Farbe irritierte einen. Daß richtiges Menschenhaar aber auch so lodernd feuerfarben sein konnte!

»... möchte weg, sobald ich kann. Nur weiß ich nicht, wie.«

Dr. Bärdicke ertappte sich dabei, nicht zugehört zu haben. Das Mädchengesicht vor ihr hatte seine schöne Lebendigkeit wieder verloren. Weshalb starrte sie nur immer die Blumen an?

»Du willst wieder weg, Beatrix? Warum denn? Irgendwo mußt du es ja doch mal versuchen.«

»Aber meine Verwandten wollen mich nicht. Onkel Leopold nicht und Tante Albertine auch nicht. Man kann doch nicht leben, wenn man spürt, daß man nur eine Last ist! Und Fritzi soll aus dem Haus. Sie bekommt nichts zu fressen, und wenn ich in der Schule bin, schlägt Tante Albertine sie.«

Trix schnaubte. Sobald sie an Fritzi denken mußte und an das, was geschehen war, fühlte sie, wie es ihr die Kehle zusammendrückte. Und mitten vor ihren Augen stand der Rittersporn, man konnte nicht daran vorbeisehen. Und das Licht war wie damals ...

»Ja, da aber doch sämtliche Schwierigkeiten nur wegen des Hundes entstehen, wäre es vielleicht wirklich besser, du gäbest ihn zu guten Leuten. Es sind nun mal nicht alle Menschen tierlieb.« Die tiefe Brummstimme klang behutsam, aber diesmal hörte Trix es nicht.

Sie hörte nur: abgeben, und starrte fassungslos in das runde, feste Gesicht der Direktorin. Mit Scheuersand geschrubbt, fuhr es ihr durch den Kopf, und ich dachte wahrhaftig, sie wollte helfen. Als ob solche Leute helfen könnten! Mit so unerschütterlichen Augen! Und beinahe hätte sie mich zum Reden gekriegt! Ich hasse sie – alle hier! Alle wollen sie mir den Hund wegnehmen.

»Lauf schon«, sagte sie, und Fritzi trabte mit federnden Gelenken wieder voraus.

Ihr Zutrauen war wunderbar. Sie hatte keine Ahnung davon, wieviel Sorgen sie ihrer Freundin machte, wieviel Tränen schon um sie geweint worden waren. Sie wußte genau, wer es gut mit ihr meinte – Trix natürlich und Gustav und Melchior und die Mädchen in der Schule, die ihr Futter brachten und sie tätschelten –, und sie gehorchte gleich, wenn man sie rief. Wirklich edle Hunde sind eben von Natur aus erzogen, dachte Trix, und wie könnte es bei Dinahs Tochter auch überhaupt anders sein? Und sie hat so schöne, kluge Augen!

Tiere waren gut, dachte Trix weiter, sogar bei Gustavs Blindschleichen fühlte sie sich wohl und bei der großen Ringelnatter, die sie erst vorige Woche gemeinsam gefangen hatten und die sich bereits im Terrarium ganz ohne

Scheu sonnte. *Tropidonotus natrix* – *tropidonotus natrix*, sagte sie ein paarmal vor sich hin, Ringelnatter, das darf ich nicht mehr vergessen. Gustav schüttelte die lateinischen Namen nur so aus dem Ärmel, dabei stand er mit der deutschen Sprache schwer auf Kriegsfuß. Ein heiterer Zeitgenosse! Seine »Olle«, seine Reptilien und neuerdings Melchior – das war sein Leben. Wenn man ihm das mitgäbe, könnte man ihn in der Wüste aussetzen, und er fühlte sich bestimmt in der gleichen Minute schon pudelwohl und zu Hause.

Sie seufzte. Schöngallen, dachte sie, nein – über den Verlust konnte ihr selbst Fritzi nicht hinweghelfen. Sie fühlte sich hier nicht zu Hause. Gustav, ja, der hatte auch seine Mutter, für die er sorgte. Sie war nur überflüssig. Und die Menschen waren so ekelhaft, so falsch, so verlogen. Wie eben zum Beispiel.

Antje und Lucie hatten sie schon öfter eingeladen, aber sie war nie hingegangen. Alle ihre Kleider wurden ihr zu klein, und dann waren ja auch ewig Irmgard und Lore noch dabei, und sie würden wieder fragen und hinterher auch über sie reden und – ach, es hatte keinen Sinn! Sie begriff das alles nicht. Ob die Menschen in Schöngallen vielleicht auch so falsch gewesen waren, und sie hatte es nur nicht gemerkt? Ein schrecklicher Gedanke.

Ohne auf den Weg zu achten, hatte sie ein paar Straßen überquert und war in den Wall eingebogen. Im Weiterschlendern klatschte sie mit der Kordel gegen die niedrigen Gartenmauern. Das eintönige Geräusch half ihr gut grübeln.

Aber wo steckte Fritzi denn bloß wieder? Sie pfiff, noch einmal und noch einmal. Nichts zu sehen. Suchend ließ sie ihre Blicke durch die Vorgärten schweifen. Das helle Haus rechts war Andernachs Haus. Sie hatte das Schildchen am Gartentor schon häufig gelesen.

Fritzi war nirgendwo zu entdecken.

Ganz plötzlich schoß ihr ein verrückter Gedanke durch den Kopf: ob sie jetzt einfach mal zu Andernachs hingehen sollte? Vielleicht nach Antje fragen?

Sofort zuckte sie innerlich zurück. In ihrem ganzen Leben war sie noch nie zu anderen Mädchen gegangen. Sie fürchtete sich vor ihrer eigenen Unbeholfenheit. Gleichzeitig hätte sie brennend gern gewußt, ob die Mutter der freundlichen kleinen Antje auch so pompös würdig, so voller falscher Herzlichkeit und schwatzhafter Neugierde war. Aber deshalb in ein fremdes Haus gehen? Nein, lieber doch nicht.

Die Entscheidung hatte ihr Fritz mal wieder längst abgenommen. Schnüffelnd war sie durch das offene Gartentor getrabt, das irgendwie bekannt roch, hatte hinter dem Hause ein paar ihrer dicksten Freundinnen entdeckt und sich ihnen mit Geheul entgegengestürzt.

Wo Fritz ist, kann Trix nicht weit weg sein, dachte Antje etwas überrascht. Kaum zu glauben, daß sie so einfach kam! Antje hatte eine ihr selber unbegreifliche Zuneigung zu dieser eckigen, rothaarigen Trix gefaßt, die so zärtlich und glücklich aussah, wenn sie sich unbeobachtet glaubte und mit ihrem Hund spielte. Und Antje konnte sich großartig unsichtbar machen, wenn sie nachdenklich einen Menschen beobachten wollte, der sie interessierte.

Als sie ums Haus herum auf den Wall lief, war ihrer Freude ein klein wenig Eitelkeit beigemischt. Immerhin, das seltsame Mädchen kam zuerst zu i h r!

Trix sah sich kurze Zeit darauf einer Tasse Kakao, zwei Windbeuteln und einem handfesten Stück Streuselkuchen gegenüber. Völlig allein, denn Antje hatte gefunden, es sei am besten, den noch etwas widerstrebenden Gast zunächst mal sich selber zu überlassen. Die Mädchen – Lucie, Lore und Irmgard waren wirklich da, wie Trix eben noch vermutet hatte – balgten sich auf dem Rasen mit Fritz, die sich wie im siebten Hundehimmel fühlte.

Trix oben auf der Terrasse kaute mechanisch und unbehaglich, bis sie endlich merkte, daß der Kuchen großartig schmeckte. Seit Ewigkeiten hatte ihr nichts mehr so gut geschmeckt!

Erst nachdem sie rundherum satt war, besah sie sich ihre neue Umgebung. Eine hübsche Terrasse und sehr hübsche Gardinen an den Fenstern. Alles viel kleiner als zu Hause, aber genau so gepflegt. Ein Stadthaus brauchte eben nicht so riesig zu sein wie ein Gutshaus auf dem Land. Und dann war es auch moderner – so mit Schiebefenstern bis auf den Boden und noch einem großen Balkon über der Terrasse. Der Rasen war kurz geschoren. Sogar ein paar krumme Obstbäume waren da.

Aus dem Haus näherten sich Schritte.

Eine zierliche Dame in einem schicken braunen Kleid, das dunkelbraune Haar kraus hochgekämmt und im übrigen wie Antjes ältere Schwester aussehend, trat an den Tisch. Trix fuhr erschrocken hoch. Sie war sich noch nie so linksch, schlecht angezogen und grundhäßlich vorgekommen wie bei dieser ersten Begrüßung durch Frau Andernach.

»Du bist Trix Heyse, nicht wahr?«

Trix errötete bis unter die Haarwurzeln. War die Frau aber entzückend! Vor lauter Hingerissenheit hätte sie beinahe die kleine Hand mit dem großen, bunten Ring verfehlt, die ihr Frau Andernach hinhielt, ehe sie sich mit ungezwungen übereinandergeschlagenen Beinen neben sie in einen Sessel fallen ließ.

»Hallo, Antje, Lucie – könntet ihr nicht mal für ein paar Augenblicke euer Gebrüll e t w a s verringern?« rief sie den Tobenden unten lachend zu und fuhr, zu Trix gewandt, fort: »Man versteht ja sein eigenes Wort nicht mehr, und dabei möchte ich dich doch was Wichtiges fragen.«

Um Himmels willen – was konnte diese elegante, bezaubernde Frau sie bloß Wichtiges zu fragen haben? Daß sie

keine persönlichen Fragen stellen würde, spürte man. Aber was denn sonst? Die kannte sie doch gar nicht. Wenn sie nur eine Antwort wußte! Kleine heiße Verlegenheitsschauer überliefen sie. Und sie hatte mal annehmen können, Antjes Mutter sei wie die Kränzchendamen!

Frau Andernach zündete sich eine Zigarette an und dachte spöttisch: ein gräßliches Alter, diese Backfischzeit! Alles ist zu lang und zu eckig an dem Unglückswesen da, und die Haare könnten gar nicht unglücklicher frisiert sein. Aber wie sie rot werden kann, ist köstlich! Daß es das bei modernen jungen Mädchen noch gibt!

»Antje spricht von nichts anderem mehr als von deinem Hund«, begann sie die Unterhaltung und stellte verwundert fest, daß sich das Gesicht ihr gegenüber sofort entspannte, »sie wünscht sich so glühend auch einen, daß sie meinen Mann und mich angesteckt hat. Na, und unser Klaus, der Steinesammler, will sowieso alles, was seine verwöhnte Schwester will. Vor Jahren hatten wir mal einen drolligen Dackel, aber als er im Krieg an Altersschwäche einging, wollten wir uns keinen neuen anschaffen. Jetzt hat der Familienrat – bestehend aus zwei sehr energischen Kindern und einem leider sehr schwachen Elternpaar – beschlossen, daß unbedingt wieder ein Hund ins Haus muß. Klaus hat seine Stimme sogar brieflich abgegeben. Er ist auf Ferienfahrt. Die Schwierigkeit ist bloß –«, sie seufzte, »jeder möchte einen anderen, wobei im Grunde keiner richtig weiß, ob es das Gebilde seiner Phantasie überhaupt gibt. Schließlich haben wir uns einmütig entschlossen, den Fachmann zu fragen. Antje sollte dich morgen früh feierlichst zu uns bitten; freilich scheinst du eine so feine Nase zu haben, daß du eine Einladung schon tags zuvor riechst. Schön, daß du da bist. Mein Mann muß jeden Moment aus der Fabrik herüberkommen; ich habe ihn eben angerufen.«

Sie lächelte über das verdutzte Gesicht ihres Gastes. Zugleich betrachtete sie es mit steigendem Wohlwollen. Eigentümlich großer, klargeschnittener Mund, dachte sie, erstaunlich ausgeprägt für die sonst noch kindlichen Züge. Die Augen sind ein bißchen zu grüblerisch, die müssen noch mehr lachen. Und wie damals die Direktorin dachte auch sie abschließend: gute Rasse!

Trix wußte nicht recht, was sie von der Rede halten sollte. Fachmann für Hundefragen – sie?

»Wollen Sie denn nicht wieder einen Dackel haben?« erkundigte sie sich, noch unsicher, ob die Frage ernst gemeint gewesen war.

»Ich schon, aber sag das meiner Tochter mal! Dackel sind ihr zu alltäglich.« Dann rief sie in den Garten: »Antje – Ant – je! Kommt doch mitsamt dem Musterexemplar endlich her. Schließlich möchte ich's auch bewundern!«

Die Mädchen waren vom Rasen verschwunden. Irgendwo in den Tiefen des Gartens klang Fritzis Gebell auf, wütend anscheinend. Wenn es hin und wieder einmal kurz verstummte, hörte man übermütige Schreie und Juchzer. Das Ganze kam aus der Richtung des Fließchens, das Andernachs Garten auf der Rückseite begrenzte.

Fritzi und Wasser! Trix konnte sich die Szenen am Fluß unten lebhaft vorstellen. »Es wird nicht viel zu bewundern dran sein, wenn sie jetzt kommt«, meinte sie etwas kläglich, »sie hat eine unausrottbare Vorliebe für Schlamm –«

Noch ehe sie den Satz zu Ende sprechen konnte, lehnte sich Frau Andernach in ihren Sessel zurück, wies mit der Hand in den Garten und lachte, lachte, bis ihr die Tränen kamen.

Vor den Mädchen, die Schuhe und Strümpfe in den Händen trugen und schwarze, nasse Füße hatten, trabte Fritzi munter über den Rasen aufs Haus zu. Sie triefte. Von Schlamm. Von schönem, pappigem, öligglänzendem,

nach sämtlichen Abwässern der Andernachschen Fabrik duftendem Schlamm. Er tropfte dick und zähflüssig von den Hängeohren herunter, wurde von der fröhlich wedelnden Rute in die Gegend geschleudert und verklebte als fettige, auf der Nase wie ein Horn aufgeschaufelte Masse das Gesicht. Nur um die Schnauze herum hatte Fritzi ihn bereits säuberlich weggeleckt. Ihre gelben Augen strahlten vergnügt aus der schlammigen Maske, der Rachen war weit geöffnet zu aufgeregtem Hecheln, und wie ein roter Fleck hob sich die Zunge vor ihrer schwarzen Umgebung ab. Wer Fritzi jetzt sah, konnte nicht im Zweifel darüber sein, daß sie sich hier sauwohl fühlte!

»Wir wollten nur mal sehen, ob sie wasserscheu ist«, prustete Antje los.

»Oh – es war zum Wimmern!« Lucie hatte Seitenstiche vom Lachen.

»Zuerst sauste sie am Ufer entlang, immer bis zum Bauch im Wasser, und spritzte wie die Feuerwehr um sich –«

»– und dann fand sie einen großen Ast, der an der Trauerweide hängengeblieben war, und warf sich mit allen vieren zugleich drauf und zerfetzte ihn in Zeit von Nullkommanix unter wütendem Geknurr, bis buchstäblich nur noch zentimeterlange Splitter übrig waren –«

»– ja, und die hat sie dann noch in den Schlamm gegraben und sich hinterher wunderbar gewälzt.«

»Sieht sie nicht zum Küssen aus?«

»Iiuh – willst du wohl mit deinen dreckigen Pfoten wegbleiben? Nu fühl dich doch nicht immer gleich angesprochen! Geh, leg dich auf den Rasen.«

Auf Antjes Leinenkleid hatte Fritzis Anlehnungsbedürfnis aber bereits Zeichen hinterlassen. Die anderen fuhren kreischend und schreiend auseinander – was die Dogge natürlich prompt als Aufforderung zum Weiterspielen auffaßte.

Die Mädchen waren außer Rand und Band, aber Trix wurde es beim Gedanken an Antjes beschmutztes Kleid

und Frau Andernachs Ansichten darüber allmählich ungemütlich heiß. Energisch sortierte sie Fritzi aus dem aufgeregten Durcheinander heraus und band sie auf dem Rasen an einen der Obstbäume. Im Zurückgehen stellte sie verwundert und erleichtert fest, daß Frau Andernach sich durch den Wirbel nicht im geringsten gestört fühlte. Offensichtlich war sie derartige Aufzüge gewöhnt.

»Na, dann seid ihr jetzt ja wohl gerade in der richtigen Stimmung, uns bei der Hundewahl behilflich zu sein«, meinte sie friedlich, indem sie sich eine neue Zigarette anzündete, »setzt euch auf eure vier Buchstaben und redet möglichst nicht im Chor. Da ist noch eine halbe Platte Streuselkuchen, mit der ihr euer Mundwerk nützlicher betätigen könnt.«

»Well – bravo! Gut gepiept, mein Vögelchen!« dröhnte hinter ihrem Rücken eine Baßstimme auf, bei deren erstem Ton Trix nervös zusammenzuckte. Die anderen kicherten nur; sie kannten die Umgangsformen im Hause Andernach längst. Antjes riesiger Vater winkte einmal mit der Hand über die ganze Gesellschaft hin und ließ sich dann behaglich ächzend in einen Sessel fallen.

»So, Spatz, nun hol deinem geplagten alten Vater mal zuerst was Anständiges zu trinken«, wandte er sich an seine Tochter und rief ihr, als sie sofort aufsprang, noch nach: »Bring mir gleich auch eine Zigarre mit – aus der obersten Kiste –, denn ich seh's schon kommen, daß wir unsere Beratung doch noch eine ganze Zeit fortsetzen müssen und nicht vor heute abend abgeschlossen haben.«

Seine Frau wies auf Trix. »Das ist unser Hundekenner, den du noch nicht begrüßt hast.«

»Ach – Heyses Nichte? Kriegen wir das Stadtgespräch wirklich mal zu sehen? That's nice. Leopold, dieser eitle Kater, ist voll des Lobes!« Er schmunzelte behaglich.

Trix war wieder flammendrot geworden. Sie genierte sich. Dann erst kamen ihr die Worte zu Bewußtsein. Was hatte er da gesagt? ... eitle Kater? In Gedankenschnelle tauchte

ein Bild vor ihr auf: Seladon, auf dem Seidenkissen. Er hatte sie an etwas erinnert. Jetzt wußte sie woran: an Onkel Leopold.

So schnell dieser Gedanke aber gekommen war, so schnell tat sie ihn böse wieder ab. Unsinn! Onkel Leopold war im Grunde doch ganz nett. Trotzdem war es ihr unangenehm, daß er sie vor Fremden lobte. Leute, die einen nicht sehr gern hatten, sollten einen nicht loben.

Jedem anderen, der es ihr wiedererzählt hätte, wäre sie böse geworden, aber bei Herrn Andernach kam das von vornherein nicht in Frage. Er verbreitete strahlende Gemütlichkeit, wo er nur auftauchte. Um seinen vollen Mund zuckte es fortwährend in behaglichem Spott. Jetzt streckte er seine Hand aus und schüttelte die ihre herzlich.

»Tag, Tag, mein Kind. Gräßliche Unsitte, dieses ewige Händeschütteln! Außerdem kann ich euch Grünzeug doch nie auseinanderhalten. Wie soll ich bloß neben meiner Arbeit auch noch wissen, wer Lore, Lotte, Lene, Suse oder Heidi ist?«

Er unterbrach sich einen Moment, sah sie prüfend an und fuhr gutgelaunt fort: »Na, dich kann man wenigstens an den Haaren wiedererkennen. Splendid colour, splendid – wie Feuer. Ungewöhnlich glänzend. Was meinst du, Piepmatz?«

Seine Frau nickte. »Müßte ein bißchen anders frisiert werden. Etwas länger wachsen lassen und dann zum Pagenkopf schneiden. Ich stelle mir da so eine Art Helm vor: breite, glatte Flächen, auf die das Licht ungebrochen fallen kann. Ist im Moment nicht modern, aber was heißt das schon? Das leuchtende Rot darf einfach nicht künstlich gelockt werden. Außerdem paßt es auch nicht zum Gesichtstyp.«

»Mami hat ein neues Opfer erwischt – nu haben wir sie die nächste Zeit beschäftigt!« stellte Antje befriedigt fest. Sie war bei den letzten Worten mit der Kornflasche und

zwei Zigarren zurückgekommen. »Mami ist nämlich Spezialist für in-di-vi-du-elle Schönheitspflege«, erklärte sie Trix und fragte im gleichen Atemzug ihre Mutter: »War das richtig ausgedrückt? Individuell. Moment mal: kommt von Individuum = Einzelwesen, Person. Heißt also: auf das Einzelwesen abgestimmt, der Einzelperson angemessen. Na? Bildung ist schwer, aber ein kleiner Vorrat macht sich immer gut.«

Sie hatte während dieser lehrhaft vorgetragenen Erklärung den Finger an die Nase gelegt, nickte mehrmals nachdrücklich und schenkte dann den Korn ein.

Alles lachte.

Trix kam sich völlig verzaubert vor. So viel ironische Heiterkeit und liebenswürdiges Aufmerken hatte sie noch nicht erlebt. Sie fanden ihre Haare schön, und diese entzückende Frau kümmerte sich sogar um ihre Frisur – das war überhaupt noch nie dagewesen. Und keiner quetschte sie neugierig aus. Man konnte meinen, sie gehöre seit Ewigkeiten dazu. Sie fühlte sich wohl, ließ sich mitreißen von der Munterkeit des kleinen Kreises.

»Es muß ein ganz wunderbarer Hund sein«, sagte Antje grad pathetisch, »was ungeheuer Besonderes, hörst du?«

»Der schönste Hund der Welt ist die Deutsche Dogge!« antwortete Trix ohne zu zögern und nicht minder pathetisch.

Frau Andernach machte »hm, hm«. Die Spitze ihrer Zigarette war einen Moment lang auf einen bestimmten Obstbaum auf dem Rasen gerichtet, an dem zur Zeit einer der schönsten Hunde der Welt mit einer Gardinenkordel befestigt war, um sich von der Nachmittagssonne einen nicht gerade nach Veilchen duftenden Schlammüberzug wenigstens so weit antrocknen zu lassen, daß man ihm nachher mit einer groben Bürste zu Leibe rücken konnte! In das Gelächter hinein verteidigte sich Trix mit ungewohnter Lebhaftigkeit.

»Fritzi ist ein Ferkel«, sagte sie und wurde zum drittenmal rot, »aber deshalb sind Doggen doch die schönsten Hunde! Sie hätten nur ihre Mutter kennen sollen! Und dann gehören sie auch einer der ältesten und vornehmsten europäischen Hunderassen an. Schon die Römer brachten sich aus Britannien eine Art schwerster Doggen mit, die in den Kampfspielen in der Arena sogar den Stieren glatt das Genick zerbissen. Natürlich waren sie massiger und rauher als unsere Doggen, aber auch die wurden Wildschwein und Bär gefährlich. In manchen alten Büchern werden sie deshalb ›Saupacker‹ und ›Bärenbeißer‹ genannt. Später teilte man diese gefährlichen, mutigen Hunde offiziell in zwei Sorten ein: in die hochedlen Kammerhunde, die zum Zeichen ihres Wertes ein goldenes Halsband trugen, und in die etwas geringeren Leibhunde, deren Halsband aus Silber war. Die Dogge ist ein Wachhund; sie fürchtet sich vor nichts und niemand und verteidigt ihren Herrn blindlings. Dabei ist sie zu Leuten, die sie kennt, nicht scharf. Fritzi ist das liebesbedürftigste, gutartigste und freundlichste Tier, das man sich überhaupt denken kann. Und ihre Mutter war genauso. Natürlich sind Doggen klug. Sie vergessen es lange nicht, wenn man ihnen Unrecht getan oder sie geschlagen hat, und können nach Monaten noch plötzlich zuschnappen. Aber dann muß man sie schon wirklich gekränkt haben! Und anschreien darf man sie auch nicht, sie sind empfindlich. Schließlich schreit man sich in guter Gesellschaft ja auch nicht gegenseitig an. Fritzi ist schon geknickt, wenn ich sie bloß böse ansehe. Meist werden sie bloß insofern falsch behandelt, als man ihnen nicht genug Bewegung verschafft. Das kann eine Dogge nicht haben. Sie muß jeden Tag ein paar Stunden laufen, das steckt nun mal in ihr drin. Langhaarige große Hunde, wie Bernhardiner und Neufundländer, brauchen längst nicht so viel Bewegung und sind deshalb wesentlich bequemer zu halten. Aber wir haben zu Hause immer Doggen gehabt, und ich

gäb' Fritzli nicht um die Welt her!«

Sie hatte sich in einen ihr fast fremden Eifer hineingesteigert. Frau Andernach erkundigte sich interessiert: »Es gibt außer den blauen doch auch noch gelbe Doggen, nicht wahr?«

»Oh, nicht nur gelbe!« Trix war in ihrem Element. »Manche Sorten sind lackschwarz, andere weiß mit schwarzen Flecken, und wieder andere sind gestromt, das heißt sie haben schwarze Streifen auf gelbem Grund. – Vater hat sich besonders für die Züchtung der seltensten – der schieferblauen mit den gelben, wie Topase glänzenden Augen – eingesetzt, aber das ist natürlich Geschmacksache.«

Lucie warf ein: »Du hast eben gesagt, Doggen sind so alt – aber welches sind denn nun eigentlich die allerältesten Hunde der Welt?«

Trix überlegte einen Augenblick. Sicher, gelesen und gehört hatte sie genug über das Thema, aber wenn man es so plötzlich formulieren sollte, fiel einem nichts Gescheites ein. Zögernd antwortete sie: »So ist die Frage natürlich nicht angemessen. Die ältesten Knochenfunde sind – wenn ich mich recht erinnere – etwa 12 000 Jahre alt.«

Dann zog sie die Stirn kraus, entschuldigte sich: »Vater ist schon über vier Jahre weg, der hätte es ganz genau gewußt – ich hab's wieder vergessen. Nur einiges weiß ich noch aus dem einzigen Buch von ihm, das ich mitgenommen habe. Zum Beispiel, daß auf uralten ägyptischen Grabbildern und Reliefs – mehrere tausend Jahre vor Christus – schon Wind- und Jagdhunde abgebildet sind, oder daß im Zend-Avesta, dem heiligen Buch der Parsen oder Perser, das etwa 600 vor Christus entstanden ist, steht: ›Durch den Verstand des Hundes besteht die Welt‹. Was es richtig heißen soll, weiß ich auch nicht – nur, Hunde gab's um die Zeit also auch bei den Persern schon, und sicher nahmen sie eine bevorzugte Stellung ein, sonst wären sie nicht in einem Religionsbuch erwähnt worden. Der Grieche Xenophon schrieb um 400 vor Christus ein Hundebuch

mit Vorschriften über Hundezucht und -haltung, das sich heute noch durchaus sehen lassen kann. Er sagt darin: ›Der Hund ist eine Erfindung der Götter!‹ Alexander der Große nannte nach seinem Lieblingshund eine eroberte Stadt Peritas.«

»Thunderstorm und Hagelwetter!« brummte Herr Ander nach anerkennend, »man sollte meinen, du schreibst gerade eine Doktorarbeit über Hundekunde.«

»Kynologie heißt das«, belehrte ihn Trix lachend und fuhr dann, selber begeistert von ihrem Thema, fort: »Ja, und von den alten Ägyptern schreibt Vater außerdem noch, daß sie ihre Hunde mumifizierten, ihnen eigene Friedhöfe erbauten, sie fast göttlich verehrten und durch Fasten und Haarabschneiden um sie trauerten. – Das stolzeste Wort über das Alter einer Hunderasse aber geht bei den afghanischen Gebirgsstämmen rund: ›Die afghanischen Windhunde sind die Hunde, die Noah mit in die Arche genommen hat!‹«

Lebhaft erklärte sie weiter: »Windhunde sind überhaupt was Interessantes. Sie jagen mit dem Gesicht, das heißt sie verfolgen das Wild mit den Augen, nicht wie unsere Jagdhunde mit der Nase auf der Spur. Auf den Steppen Asiens oder am Rande der afrikanischen Wüsten kann man ja unendlich weit sehen, und die Hunde sind so schnell, daß sie das Wild nicht aus den Augen verlieren. Bei manchen Stämmen sind sie dazu dressiert, sich hinter den Reiter auf die Pferde zu hocken. Zuerst jagt dann der Reiter die Gazellen oder Antilopen, oder was es sonst ist, und erst wenn die Pferde ermüden, springen die noch frischen Hunde ab und verfolgen nun das Wild weiter. Dabei handeln sie ganz auf eigene Faust, was sie so selbständig gemacht hat, daß sie auch bei uns nur sehr schlecht im üblichen Sinne ›dressiert‹ werden können. Sie sind so kostbar, daß sie bis auf den heutigen Tag nur in den Zelten der Stammesfürsten gehalten werden. In Persien gilt ein Saluki – so nennt

man die persischen Windhunde –, der eine große Antilope reißen kann, soviel wie eine Kamelstute. In Europa gibt es diese edlen Hunde erst seit wenigen Jahren.«

Sie stockte. Es war ihr plötzlich bewußt geworden, daß sie eine ganze Rede gehalten hatte. »Hoffentlich, äh, hab' ich – Sie nicht gelangweilt«, stotterte sie, wieder verlegen werdend.

»Kein Gedanke dran«, dröhnte abermals Herrn Andernachs Baß auf, »es ist bloß ein Jammer, daß man sich diese verlockend geschilderten Tiere in einer Stadtwohnung nicht halten kann. Aber trösten wir uns: als Saupacker haben wir heutzutage ja Herrn Kipp, der sein Geschäft ebenfalls vorzüglich versteht, und die Antilopen werden bei uns im Garten sowieso in letzter Zeit selten.«

Er sagte es so herrlich blödsinnig, daß selbst Trix in das allgemeine Gelächter einstimmen mußte und sich nur ein bißchen wunderte, daß sie bei Antjes Vater keine Spur empfindlich war. Richtig herzlicher Unfug kränkt eben nicht!

Herr Andernach fuhr fort: »Um aber das Ergebnis u n s e r e r bisherigen Beratungen zur Hundefrage kurz zusammenzufassen, will ich schnell der Reihe nach die bescheiden geäußerten Wünsche aufzählen.« Er blies ein paar Rauchringe in die Luft, sah ihnen gedankenvoll nach und begann in gemachter Ernsthaftigkeit: »Meine Frau möchte etwas Drolliges, und zwar vermutlich, weil sie ihre Familie trotz heißer Bemühungen meinerseits immer noch zu ernst nimmt. Der Spatz da schwärmt natürlich, wie alle ausgemachten Backfische, fürs Elegante. Klaus, unser hoffnungsvoller Sohn, wünscht brieflich einen kühnen Draufgänger voll bedingungsloser Treue gegen seinen Herrn, der in diesem Falle selbstverständlich nur er wäre. Und ich – ja, falls ich überhaupt etwas zu wollen habe, was nach den Erfahrungen meines zwanzigjährigen Ehelebens aber mehr als fraglich erscheint – ich würde was Gemütvolles vorziehen. Zusammen soll es ein einzelner Hund sein!«

Wiederum Gelächter.

»Ist das schon alles? Bißchen wenig, nüch?« meinte Irmgard trocken, den Mund voll Streuselkuchen.

»Ganz recht, mein Kind!« bestätigte Herr Andernach, »das ist natürlich erst die Hälfte. Das Hundetier muß außerdem farblich apart und leicht zu reinigen sein. Es darf nicht dauernd haaren oder als wandelnder Handfeger die halbe Straße ins Eßzimmer schleppen, weil sonst Emilie, unsere Perle, streikt. Es soll aber auch nicht so was Bibberndes, Kahles sein – wir sind ängstliche Leute und wären bei jedem Luftzug um seine Bronchien besorgt. Ferner ist jede Jagdpassion verpönt, sowohl auf freiem Felde als im Hühnerhof. Allzu großer Laufhunger ist ebenfalls unerwünscht. Da drückt sich zum Schluß die ganze liebe Familie, und ich muß das Vieh nicht nur bezahlen, sondern mich zu guter Letzt auch noch stundenlang von ihm durch die Gegend schleppen lassen! Und da wäre meine Tierliebe zu Ende! – So, ich glaube, das ist's. – Vielleicht noch eine winzige Bitte: wenn möglich kein Bernhardiner oder ähnliches. Ich möchte mir das Gefühl erhalten, m e i n e Wohnung zu betreten!«

Er legte sich vergnügt noch weiter in den Sessel zurück und harrete unter heftigem Qualmen der Aufregung, die nun kommen sollte.

Trix hatte zunächst etwas verdutzt zugehört. Je länger aber Herr Andernach sprach und je größer die Heiterkeit der übrigen wurde, um so angespannter überlegte sie. Gegen Schluß der Ausführungen hatten ihre Augen zu funkeln begonnen. Antje, die ihrer Gewohnheit gemäß die Umsitzenden unauffällig beobachtete, sah, wie das Gesicht jäh einen hellwachen Ausdruck bekam und um die Backenknochen herum wieder leicht errötete. Die Zungenspitze schob sich ungeduldig vor, die Nasenflügel bebten, um die Mundwinkel zuckte es vergnügt.

Sachlich stellte Antje bei sich fest: so gut hat sie bis jetzt noch nie ausgesehen; Mami hat mal wieder richtig gewittert, die ist apart!
Trix aber schmetterte – lebhaft und ganz mitgerissen von der so prompt gefundenen Lösung – nur ein Wort hervor:
»Mittelschnauzer!«
Der Erfolg war durchschlagend.

Onkel Leopolds Stimme riß sie aus ihren Gedanken. Er ging grad ins Wohnzimmer und schüttelte den Damen, die allesamt bei seinem Eintritt in eine krampfhafte Lebendigkeit verfielen, der Reihe nach die Hand.
»Immer gleich jugendfrisch! Konnte doch dieser Tage auf der Straße kaum Mutter und Tochter auseinanderhalten – hehehehe!« keckerte er, zu Frau Grunert gewandt, die dieses Kompliment mit geziertem Lächeln quittierte.
»Wäre so gern in den letzten Wochen öfter erschienen« – sein Gesicht bekam schon wieder einen bläulichen Schimmer, die Stimme klang leicht rostig; er räusperte sich häufig, während er unentwegt mit größter Herzlichkeit Hände schüttelte –, »aber die Zeit – die liebe Zeit! Und die Geschäfte werden immer schwieriger. Liege die halbe Woche auf der Bahn; bekommt mir gar nicht.« Er hüstelte stärker, tupfte sich mit dem Seidentuch die Perlchen von Schläfen und Glatze. »Heutzutage muß man eben nicht nur in der Morgenstund', sondern auch den geschlagenen Tag lang hinter dem bekannten Gold herjagen – sofern man überhaupt noch von Gold reden kann – hehehehe!«
Der großartige Witz wurde mit allseitigem Gelächter beantwortet. Fräulein Kammer, die einzige unverheiratete Dame des Donnerstagskränzchens, zwitscherte neckisch:
»Nana, Herr Heyse, wenn einer nicht nur vom Gold reden, sondern es sogar einsäckeln kann, dann doch wohl

ein uns allen bekannter und, wie ich behaupten darf, allseitig beliebter Geschäftsmann, der vom Baueifer unserer aufsteigenden kleinen Stadt profitiert! Fragen wir doch unsere Gastgeberin. Ist es wirklich so dringend mit der Jagd, Albertine?»

Trix setzte die Kaffeekanne auf das Buffet neben der Tür und sah mit dunklen Augen auf die Begrüßungsszene. Unbegreiflich, weshalb sich erwachsene Menschen so benahmen. So – so unnatürlich, so auf irgendeine nicht erklärliche Weise doppeldeutig; erregt – aber wie von einem Nichts, sinnleere Bemerkungen mit krampfigen, schrillen oder selbstgefällig pomadigen Stimmen von sich gebend, betulich, aufgeblasen oder hysterisch ... Und redeten sie nicht, bröckelte der ganze Aufwand wie zu dick aufgetragene Schminke von ihren Gesichtern ab, die dann einen Zug von Ratlosigkeit oder Dürre oder Lauern bekamen oder einfach leer wurden.

Wenn man es so beobachtete, sah es scheußlich aus.

Aber war ihr nicht selbst das gleichgültig? Die anderen machten sich ja auch keine Gedanken darüber. Sie hatte mal versucht, es mit Lucie zu besprechen, doch die hatte kaum hingehört, war gelangweilt, erstaunt gewesen. »Och, Kränzchen«, hatte sie gesagt, »hat's doch immer gegeben, und das von deiner Tante ist sogar das feinste in der Stadt. Was sollen die Frauen denn schon tun? Laß sie sich doch was erzählen!« Nun, sie hätte fragen können, wie das mit Justus Wilk gewesen war und welche Rolle die Kränzchen bei seiner »Verurteilung« durch die gute Gesellschaft wohl gespielt hatten, aber sie mochte bei Lucie nicht von dem jungen Mann sprechen. Die wurde dann immer rot und patzig.

Sie hatte sich so oft schon vorgenommen, den ganzen Unfug einfach an sich vorüberauschen zu lassen, nur – wenn man hier mit der Kaffeekanne stand und zwei Stunden lang zuhören mußte, kamen einem die Gedanken von selbst. Was da geschah, war so um fünfzig Jahre verspätet!

Man kann sich doch nicht willkürlich wie seine eigene Großmutter benehmen! Daß man sich gelegentlich besucht, wenn man sich etwas Nettes oder Wichtiges zu sagen hat – natürlich, das geht. Aber ausschließlich und allwöchentlich den gleichen Kleinstadttratsch zu berichten, durchzuhecheln und abzuurteilen und dabei Masken zu tragen, die an allen Ecken undicht waren und Neid, Argwohn, Mißgunst oder Dummheit durchblitzen ließen, das war doch schlechthin menschenunwürdig! Zumal inzwischen in der Welt ja einiges von Wichtigkeit passiert war.

Und Onkel Leopold? Er trug schon wieder einen neuen englischen Anzug und eine raffiniert getönte Krawatte, die sie noch nie an ihm gesehen hatte. Tante Albertine sah neben ihm aus wie seine Haushälterin – ja, wie eine richtige enge, kleinstädtische Haushälterin. Er sah nicht nach Kleinstadt aus! Wie konnte er sich nur je hierher verirren? Ein Vetter ihres Vaters! Es beleidigte sie fast. Und weshalb er wohl den Adelstitel abgelegt hatte? Weshalb, weshalb – da begann sie sich also doch glücklich wieder den Schädel zu zerbrechen über diese widerliche Familie. Verdrossen wollte sie die Gedanken abschütteln, doch eine Frage bohrte hartnäckig in ihr weiter: immer mokierte er sich über diese Versammlung alter Schachteln, noch am Mittagstisch eben hatte er über Frau Grunert gespottet: »Die Schreckschraube wird auch täglich verrunzelter« – und jetzt machte er ihr Komplimente. Weshalb das nur?

Man nahm Platz.

Die Unterhaltung ging am Tisch lebhaft weiter. Leopold Heyse genoß seine Rolle. »Hehehe«, machte er grad wieder, als Trix den Kuchen rundreichte, »und Sie können sagen, was Sie wollen – man ist der Jüngste nicht mehr! Habe mich entschlossen, Ende der Woche für einen Monat ins Herzbad zu fahren. Natürlich, strenge Kur! – Wie bitte? Albertine? Nein, die muß ja für unserTöchterchen

sorgen. Ja, ja, leider! Täte ihr wirklich mal gut. Na, vielleicht im nächsten Jahr. Blicke selber auch am liebsten hier – auf Ehre, hehehe!« Er redete wie ein Buch, immer wieder mit dem Taschentuch über die schweißbedeckte Stirn fahrend.

Ein zarter Duft verbreitete sich im Zimmer. Onkel Leopold liebte es, seine Taschentücher leicht zu parfümieren. Mit Juchten, natürlich. »Letzte Erinnerung an den schneidigsten Husarenleutnant der alten Armee, hehehehe!«, hörte sie ihn in Gedanken eine seiner beliebtesten Floskeln schnarren.

Sie hatte den Geruch bisher stets als besonders kultiviert empfunden. Jetzt plötzlich überfiel sie ein fast körperlicher Ekel dagegen. Unfug, schalt sie sich gleich, ich werde ja auch noch hysterisch. Man kann nicht einfach grundlos einen Widerwillen gegen etwas haben, das man immer bewundert hat! Ich muß mich zusammenreißen. Diese gräßliche, bleierne Müdigkeit ist schuld.

Sie goß Kaffee in die leergewordenen Tassen, zog sich dann wieder zurück. Der Juchtengeruch wurde zunehmend unerträglicher. Auf einmal zuckte sie zusammen: etwas Pelziges berührte ihr Bein. Seladon, natürlich. Er sah rot und falsch und unverschämt selbstgefällig aus, als er seinen Buckel schnurrend an ihrem Bein rieb. Wenn er die Augenschlitze spaltbreit öffnete, sprühte ein hämisches Glitzern auf. Der starke Parfümgeruch ging von ihm aus. Onkel Leopold hatte ihn sicher wieder beim Umziehen aus dem Flakon bespritzt. Eine lächerliche Angewohnheit. Er trieb einen richtigen Kult mit dem Kater, der sich stundenlang von ihm kraulen ließ. Übelkeit stieg beim Gedanken daran in ihr hoch.

Seltsam war nur, daß sie es bisher ertragen hatte. Weshalb jetzt nicht mehr?

Eine ganz verrückte Lösung schoß ihr durch den Kopf: weil er so log! Weil er sich seit heute genau so unbegreiflich benahm wie Tante Albertine und ihr dadurch auch

rundum widerwärtig wurde. Zu behaupten, seine Frau müsse ihretwegen hier bleiben! Als ob sie sich ihre Nudelsuppe nicht allein kochen könnte. Es war einfach gemein! Und Tante Albertine nickte auch noch und hatte wieder die hektischen roten Flecken auf den Backen. Und dann: »Bleibe am liebsten hier.« So eine Lüge! Seit Wochen redete er von nichts anderem, als daß er endlich mit dem Dreck hier Schluß machen und gründlich verreisen wollte, und jetzt sagte er »auf Ehre« und lügt!

Als sie die Kuchenplatte anreichte, zitterten ihre Hände so, daß Tante Albertine sie mit zusammengekniffenem Mund verweisend ansah. Soll sie doch wütend sein, dachte Trix empört, und soll die Kammer ihre Mauseugen doch zwischen uns hin und her schießen lassen und hinterher spitze Bemerkungen machen – ich tu' nicht mehr mit! Ich kann sie alle nicht mehr ausstehen, alle nicht! Und ich muß jetzt hier raus, oder ich ersticke! Man kriegt ja keine Luft in diesem Zimmer. Im ganzen Haus nicht!

Ihr war übel. Als sie sich mit einem Ruck umwandte, um hinauszugehen, traf ihr Blick den ihrer Tante. Einen winzigen Augenblick lang. Sie vergaß es sofort wieder.

Erst als sie sich auf ihr Bett geworfen hatte und vor Erschöpfung nicht einschlafen konnte und das Gerede der Damen wie eine Drehorgelwalze wieder und wieder vor ihren Ohren abrollte, dachte sie unruhig: was war doch an Tante Albertine im letzten Augenblick so anders gewesen? Hatte sie nicht sekundenlang kleiner ausgesehen? Müde? Aber auch das war natürlich Unsinn. Ihre Phantasie war überreizt. So viel konnte sie in dem kurzen Moment ja überhaupt nicht gesehen haben.

Sie mußte mal schlafen. Diesen einen Nachmittag sollten die Mädchen in Gottes Namen auf sie warten – sie konnte nicht mehr. Das andere – dieses ganze Netz von Heuchelei und Lüge, von dem in ihren Büchern nirgendwo etwas stand, von dem ihr bisher noch keiner etwas gesagt hatte

und das doch so gewiß existierte – das wollte sie jetzt vergessen. Nicht für immer. Sie würde wieder darüber nachdenken müssen, irgendwann, später. Nicht jetzt. Jetzt wollte sie nur noch schlafen ...

Über allem Denken und Entschlußfassen aber war ihr eines unausgesprochen klar: daß sie bei künftigen Kränzchen nicht mehr bedienen und daß Tante Albertine sie auch nicht mehr dazu auffordern würde.

Mit einem entschiedenen Ruck drehte sie sich zur Wand, atmete tief und befreit die saubere Luft ihres Zimmers. Und sich zum Trost zählte sie im Einschlafen noch schnell die Namen ihrer Freunde auf, die durchschaubar und gut und anständig waren: Andernachs und Melchior, Kiekes, Lucie, Antje, Irmgard – und die netten Männer – und – und auch der Herr Schang mit dem kleinen Tick – und – ja, und Vater selbstverständlich.

Wie viele nette Menschen ...

Auszug aus »Dick und Dalli und die Ponies«

Es ist jetzt schon einige Monate her, da lag auf meinem Frühstückstisch, zwischen der Marmeladendose und dem Butterteller, ein Brief. Der Postbote hatte ihn mir im Vorbeigehen durchs offene Fenster dahingelegt. Das macht er meist so. Wir kennen uns nämlich sehr gut, und er weiß, daß ich morgens nach dem Aufstehen nichts lieber tue, als in ein recht knuspriges Marmeladenbrötchen beißen und dabei Briefe lesen.

Auf dem Brief stand kein Absender, aber die Krakelschrift auf der Adresse kam mir bekannt vor. Natürlich konnte ich es unter diesen Umständen kaum abwarten, bis das Brötchen fertig gestrichen war. Wenn man Briefe ohne Absender bekommt und die Schrift beinahe kennt, ist man schrecklich neugierig. Oder nicht?

Ja, und dann las ich:

»Liebe Tante Ulla!

Ich kratuliere Dir zu deinem Buch von Muschik und Huberta (Aha, sie meint die »Hindernisse für Huberta«). Es hat mir s e r gut gefallen. Am besten die Ponis, wo schneller waren als die großen dicken Ferde. Ponnis sind süß!! Aber ich hab nur ein Mahl im Zirkuß welche gesehen. Onkel Theo von nebenan sacht, es ist eine Spielerei und blohs Luksus für reiche Leute. Und es kibt bei uns auch keine Ponnis, nur in Amerika, wo ja alle Reich sind.

Liebe Tante Ulla, du hast son dickes Buch von Muschik geschrieben. Kannst du nicht ein Mahl ein ganz dünnes von Ponnis schreiben?

Ich schenke dir auch gern mein Wasserball, wo du so fein findest. Er hat nur ein winziges Loch. Man kann es kleben. Und ich brauch ihn sofiso nicht, weil ich jetzt ein Gummikrokondil hab zum aufblasen.

Muschik war wirklich sehr schön, aber Ponnis wären vielleicht noch Schöner!! (Wenn es welche kibt.)

Herzliche Grüße von Deiner

Dichliebenden Nichte

Erika.

P. S. Wenn du so freundlich sein willst, schreib auch was von Kindern dabei.

P.S. Entschuldige bitte die Feler. Sie sind wegen Kopfschmerzen. Und Eile.«

Da saß ich nun und genierte mich vor mir selber, und der letzte Brötchenbissen wäre mir beinahe im Hals stecken geblieben. Zwar wußte ich jetzt, von wem der Brief war, aber ich hätte lieber gehabt, er wäre von jemand anderem gewesen. Es ist peinlich, eine Nichte von zehn Jahren zu haben, die in einem so kurzen Brief so viele Fehler macht! »Sie sind wegen Kopfschmerzen« – ja, Kuchen! Da lachen die ältesten Hühner. Ein gesunderes Kind als meine Nichte Erika läuft auf der ganzen Welt nicht herum. Doch gleich darauf mußte ich mich noch mehr ärgern über diesen »Onkel Theo von nebenan«, der so mir nichts, dir nichts behauptet, Ponies seien eine Spielerei und nur Luxus. Das müßte man Dick und Dalli mal zeigen, dachte ich, die fahren ja glatt aus der Haut! Und ich nahm mir vor, ihnen den Brief nach der Schule zu geben.

Dick und Dalli heißen eigentlich Barbara und Brigitte Jantzen. Sie mögen es aber nicht, daß man sie so nennt, obwohl sie keinem Menschen erklären können, *weshalb* sie Dick und Dalli heißen wollen. Vielleicht ist Dick, wenn man eine Viertelstunde lang scharf hinsieht, wirklich eine Spur dicker als ihre Schwester, und Dalli mag eine Kleinigkeit flinker sein, aber das ist auch alles. Im übrigen sind sie Waisenkinder, die vergnügtesten Waisenkinder, die ich persönlich kenne. Sie wohnen weit draußen vor der Stadt auf dem Immenhof. Ihre Eltern sind vor Jahren auf einer Reise verunglückt, und weil Tante Mathilde, die Schwester ihrer Mutter, die immer bei ihnen

lebte, mit dem ganzen Betrieb und der Erziehung der beiden Rangen nicht fertig wurde, nahm sich Großmama ihrer an. Wenn ihr *mich* fragt: Großmama ist eine ganz patente Frau! Sie verpachtete kurzerhand die Landwirtschaft, brachte ihren Enkelinnen schleunigst Manieren bei und kümmerte sich energisch um die Ponyzucht.

Ponyzucht? Jawohl – und was für eine. Die sollten sich Erika und dieser komische Onkel mal ansehen! Dick und Dalli haben so viel Arbeit damit, daß ihnen weder Zeit zur Langeweile noch zum Trübsalblasen bleibt.

Ich kenne die beiden, weil ich im Wirtshaus gegenüber wohne, in dessen Stall sie vor der Schule ihren Ponywagen unterstellen. Sie fahren nämlich mit einem richtigen Ponywagen hin und zurück. Wir sind sehr befreundet miteinander.

Als ich ihnen den Brief zeigte und dachte, jetzt werden sie aber böse, fingen sie wie auf Kommando ganz schrecklich an zu lachen. Dick prustete. Dalli kullerten vor Wonne blanke Tränen aus den Augen.

»Huh«, quetschte sie endlich mit erstickter Stimme 'raus, »wenn es welche kibt!«

Dick strich sich mit einer nicht sehr sauberen Pfote die Strubbeihaare aus dem Gesicht. »Luksus für reiche Leute«, sagte sie und besah sich grinsend von oben bis unten; vom geflickten Trainingsanzug über die derben schafswollenen Handschuhe bis auf die Schnürstiefel, die gegen Regen und Nässe mit Tran eingefettet waren.

»Und Spielerei! Das hat Ethelbert auch mal gesagt«, begann Dalli wieder, worauf beide noch mehr lachten als vorher.

»Ethelbert? Ein komischer Name.« Er kam mir aber irgendwie bekannt vor. Ich erinnerte mich, ihn in letzter Zeit häufiger gehört zu haben. »Wer ist denn das?«

»Was – *den* kennst du noch nicht?« fragte Dalli sehr erstaunt, und Dick, die praktische, schlug schnell einen Handel vor: »Wenn du uns zum Mittagessen hierbehalten

magst, können wir dir gern alles von ihm erzählen. Es ist sehr interessant. Nachher müssen wir nämlich sowieso zur Bahn, um ihn abzuholen. Er will zur Hochzeit im nächsten Monat einen Fünferzug fahren und muß noch sehr viel üben. Verstehst du?»

Ich verstand gar nichts und sagte deshalb nur: »Aha!« Das hört sich immer so an, als wisse man Bescheid.

Aber natürlich war ich sehr gespannt und lud sie selbstverständlich zum Essen ein und erfuhr so nach und nach die ganze Geschichte von Ethelbert, dem Wiking, und Sarrotti, seinem kohlpechrabenschwarzen Shetlandponyfohlen. Und weil viel von Kindern darin vorkam, habe ich mich hinterher hingestellt und es aufgeschrieben.

Für Erika und Onkel Theo von nebenan und für alle anderen, die es sonst noch lesen mögen.

Ein Wiking kommt

»Du, es hat ganz doll geschneit – mindestens dreißig Zentimeter hoch! Jetzt können wir mit dem Schlitten fahren! Sechsspännig! Hurra!«

Dalli hopste im Nachthemd und auf bloßen Füßen durchs Schlafzimmer. Während sie von Ethelbert geträumt hatte, der heute ankommen sollte, war draußen Schnee in dicken, weichen Flocken gefallen. Soweit man in der Dämmerung sehen konnte, war alles weiß verhummt, der lange Ponystall grad gegenüber, der Wagenschuppen und der Schweinekoben und die Schreinerei. Eine wunderbare Überraschung!

Sie wandte sich dem großen Doppelbett im Hintergrund zu, in dem – wie stets um diese Zeit – Dick noch friedlich schlummerte. Wie *konnte* ein Mensch an diesem wichtigen Tag morgens um sechs nur noch schlafen? Aber Dick konnte leider immer schlafen.

Dalli seufzte. Dann fiel ihr auf, daß es im Zimmer kalt war.

»Lausig kalt«, knurrte sie und fuhr, plötzlich erbost, fort: »Der blöde Zug vom Fenster her ist auch nicht von Pappe. Überhaupt – die ganze Abhärtereier kann mir gestohlen werden.« Fast war sie versucht, den spaltbreit offenen Fensterflügel leise, leise zu schließen, aber grad da schob Dick die Nasenspitze über den Deckenrand und blinzelte im Aufwachen herüber. Hm, dann lieber nicht. Dick hatte so ihre eigene Meinung über offene Fenster! Dalli hüpfte also ins Bett zurück und wickelte sich in ihre Decken.

»Du, Dicki, hör doch nur mal«, flehte sie dann süß, »es hat geschneit. *Geschneit!* Wir können heute nachmittag den Schlitten nehmen und sechsspännig an die Bahn fahren. Mit dem Klingelgeschirr! Der weiß nicht, was er sieht, sag' ich dir.«

Sie strampelte vor Begeisterung so heftig mit den Füßen, daß die Decken verrutschten und die Wintermorgenkälte schon wieder bis an die bloße Haut drang. »Hi!« sagte sie erschreckt und stopfte das Loch schnell zu. Dabei kam ihr ein Gedanke. Ruck zuck – Dicks Decke flog in hohem Bogen über das untere Bettende! Dick selber, mit einemmal hellwach, stürzte sich wutschnaubend auf die Übeltäterin, die damit natürlich gerechnet hatte und sie wohlbe-reitet empfing.

Ein bißchen atemlos noch, aber schon wieder lachend, saßen sie zwei Minuten später nebeneinander.

»Erste Morgengymnastik«, sagte Dick befriedigt und wickelte sich sachgerecht die Decke um die Beine. »Wir sind blendend in Form. Der Knabe soll nur kommen!«

Dalli ballte die Fäuste und winkelte die Arme im Ellenbogen an, daß auf den dünnen Oberarmen die Muskeln hervortraten. »Hart wie Stahl«, murmelte sie düster. Es klang großartig.

»In Form« zu sein war noch nie so wichtig gewesen wie grad jetzt. Dalli hatte im letzten Herbst zum Geburtstag ein Buch mit Island-Sagas erhalten, in dem es nur so wimmelte von stolzen Recken und tapferen Frauen. Sie hatten vor tausend Jahren gelebt und hießen Wikinger. Ihre Hauptbeschäftigungen waren Segeln, Reiten und einander Totschlagen. Wenigstens sah es in dem Buch so aus. Was Wunder also, daß Dick und Dalli eisern entschlossen waren, Wikingerfrauen zu werden und mit den Helden um die Wette kühne Taten zu begehen? Und nun kam Ethelbert noch dazu, ein strahlender Wikingermann! Dick seufzte zufrieden und wiederholte grimmig: »Soll nur erscheinen. Wir sind blendend in Form.«

»Ob er sehr stark ist?« erkundigte sich Dalli.

»Bärenstark!« versicherte Dick, »mit vierzehn! Mans Dähling ist erst dreizehneinhalb und kann einen Sack Hafer mit einem Ruck in die Futterkiste kippen.«

Mans war der einzige Nachbarjunge weit und breit und gehörte eigentlich auf Dählings Hof, fünf Minuten entfernt. Wenn man quer über die Weiden lief. Der Chaussee nach war's ein bißchen weiter. Zum Leidwesen seines Vaters trieb er sich aber mehr auf den Ponyweiden bei Jantzens herum als zu Hause, wo seine Arbeit manchmal liegenblieb. Vadder Dähling versohlte ihm deswegen gelegentlich die Kehrseite, doch Mans war Kummer gewohnt und saß eine halbe Stunde später doch wieder auf Skuggi oder Geysir oder einem anderen Islandpony.

»Ich bin ja so gespannt, wie Ethelbert aussieht!« sagte Dalli. In ihren hellgrauen Augen tanzte die Neugierde.

»Wikinger sind immer groß und blond und haben wettergebräunte Haut«, entschied Dick. Dann reckte sie den wuscheligen braunen Kopf energisch hoch. »So viel ist aber jedenfalls sicher«, sagte sie nachdrücklich, »mit *einer* Hand kann er mich nicht auf den Boden legen, auch wenn er schon vierzehn ist.«

Dalli sah ihre starke Schwester bewundernd an. »Mich vielleicht«, meinte sie zögernd und bedauerte es schmerzlich, erst zehn, und somit fast drei Jahre jünger als Dick zu sein.

Dick machte eine wegwerfende Handbewegung. »Dann helfe ich dir eben. Schließlich sind wir ja schwache Frauen. Ein anständiger Recke kämpft sowieso nicht gegen Frauen.« Sie lachte kurz und verächtlich durch die Nase. Der Mann, der Dalli was tun durfte, solange sie in der Nähe war, mußte erst noch geboren werden.

In diesem Augenblick ertönte von unten Tante Tildes Stimme: »Barbara, Brigitte! Aufstehen!«

Dick gab Dalli einen Schubs. Promptes Aufstehen gehörte zur Abhärtung, so schwer es auch manchmal fiel. Mit einem Satz waren sie aus dem Bett, die eine links, die andere rechts. Nachthemd über den Kopf streifen, in den Trainingsanzug schlüpfen, Turnschuhe anziehen und im Trab die Treppe runter und quer durch die Diele auf den Hof laufen war das Werk weniger Sekunden. Im Handumdrehen begannen beide, in der eisigen Morgenkälte draußen Kniebeugen zu machen, mit den Armen um sich zu schlagen oder in Grätschstellung mit den Fingerspitzen auf den Boden zu wippen. Soweit man bei dreißig Zentimeter dickem Schnee überhaupt von Boden sprechen kann, heißt das.

Hinter dem Wohnzimmerfenster stand Tante Tilde und rang entsetzt die Hände.

»Au Backe!« flüsterte Dalli, »heute ist es aber wirklich lause-lause-lausekalt. Könnten wir nicht 'ne Sekunde eher aufhören?«

Statt jeder Antwort beugte sich Dick tief nach vorn, nahm eine Handvoll Schnee auf und begann sich Gesicht und Nacken damit abzureiben. Dalli kriegte eine Gänsehaut, aber blieb ihr was anderes übrig, als es nachzumachen?

Es blieb ihr nie etwas anderes übrig. Dick war älter und stärker, und außerdem hingen sie sowieso wie die Kletten

aneinander. Und wenn Dick die tollsten Sachen vor-
machte, so machte Dalli sie eben getreulich nach.

Die widerliche Idee mit dem Abhärten stammte selbstver-
ständlich auch von Dick. Sie behauptete, erstens gehöre es
sich einfach so für echte Wikinger, und zweitens bekäme
man dann keinen Schnupfen mehr. Schließlich sei es eine
Quadratschande, den halben Winter abwechselnd mit
Schnupfen oder Grippe oder Halsentzündungen zu Bett
zu liegen, wenn niemand da war, der sich um die Ponies
kümmern konnte. Krankheiten brachten den ganzen Be-
trieb durcheinander und hatten von nun ab aufzuhören.
Basta!

Dick konnte manchmal fast so energisch werden wie
Großmama. Und zäh war sie – wie Sohlenleder! Kneifen
gab's nicht. Und trotz Dallis Seufzern wurde den ganzen
Winter bei offenem Fenster geschlafen, jeden Morgen
Frühgymnastik im Hof getrieben und hinterher kurz kalt
geduscht.

Brrr!

Unter der Dusche schudderten sie noch ein bißchen, und
die Zähne klapperten einen flotten Reitermarsch, aber als
sie sich abgerubbelt hatten, waren sie von oben bis unten
feuerrot und warm.

»Schafwollene Wäsche ist prima«, sagte Dalli anerken-
nend und schlüpfte in ein gestricktes Höschen.

»Hmwblhm«, murmelte Dick undeutlich. Sie hatte ver-
gessen, den obersten Knopf am handgestrickten Hemd zu
öffnen und sich so stramm in den Ausschnitt gezwängt,
daß sie weder 'raus noch 'rein konnte. Schließlich hatte
der Knopf ein Einsehen und sprang ab. »Puh!« Sie stöhnte
erlöst. »Hemden sollen auch nicht bis an den Hals gehen.
Kein Mensch hat wollene Hemden mit Knöpfen.«

»Vielleicht«, gab Dalli zu, »aber was willst du denn ma-
chen, wenn Großmama sie nu mal nicht anders strickt?«

Dick schwieg. Großmama war ein Kapitel für sich: kaum
einen Kopf größer als ihre Enkelinnen, dünn und aufrecht

wie ein Spazierstock, emsig wie ein ganzer Bienenschwarm und dazu eisern entschlossen, hundert Jahre alt zu werden. Mindestens. Jetzt war sie einundsiebzig. Das Leben gefiel ihr.

Und Großmamas Hemden zog man am besten so an, wie sie waren.

Vor Abhärtung fast dampfend erschienen die beiden am Frühstückstisch.

»Morgen, Tante Tilde!« Zwei flüchtige, gönnerhafte Küßchen rechts und links auf die Backe.

»Guten Morgen, Großmama!« Zwei tiefe Knickse, zwei tadellose Küsse auf die ausgestreckte Hand. Großmama sah auf gute Umgangsformen.

Prompt kam der erste Tadel. »Dicki, du hast deine Haare schon wieder nicht gekämmt!«

Dick sah gekränkt auf ihren Teller. Großmama wußte ganz genau, daß ihr Kopf nun mal wie ein Straßenbesen war, auf dem alle Kämmе zerbrachen. So was von widerborstigen Wuschelhaaren gab's nur einmal. Weshalb kaufte ihr denn auch niemand einen handfesten eisernen Kamm?

Dalli rutschte unruhig auf ihrem Stuhl herum. Sie konnte Ungerechtigkeit nur schwer ertragen, zumal, wenn es um Dicki ging. Schließlich gab sie sich einen Ruck und sagte vorwurfsvoll: »Sie hat sich wohl gekämmt. Sogar mit Wasser.«

Und Dick knurrte: »Halben Eimer voll hab' ich mir übergekippt.«

»Um Himmelswillen, Kinder, ihr bringt mich noch ins Grab! Wie könnt ihr euch nur mitten im Winter Wasser auf den Kopf gießen?« jammerte Tante Tilde, die aus Sorge um ihre Nichten nie herauskam.

»Aber Tante Tilde«, beschwichtigten beide wie aus einem Mund, »wir sind ja abgehärtet und ...«

Doch Großmama ließ sie nicht ausreden. Frühstück war für sie keine Beschäftigung, weil sie morgens noch

nicht genug Appetit hatte. »Unsinn, Mathilde«, sagte sie mit Nachdruck und setzte sich sogar die Brille auf, was auf eine ausgedehnte Predigt schließen ließ, »du bist dein Lebtag eine Zimperliese gewesen. Die Kinder sind gottlob jung und gesund. Ich dulde es nicht, daß sie verpimpelt werden! Ein Segen für euch alle, daß ich das Opfer gebracht habe, mein ruhiges Leben aufzugeben und mich um euch zu kümmern.«

Dick und Dalli sahen sich verstohlen an. Großmama und ruhiges Leben? Na, gutgegangen war das sicher nicht!

»Der Himmel allein weiß, was du aus den Mädchen gemacht hättest«, schimpfte sie schon munter weiter, »wie oft muß ich dich noch bitten, nicht jeden Floh für einen Elefanten zu halten. So ein bißchen Wasser schadet nichts. Schafswollene Wäsche, heiße Milch mit Honig, viel Schwarzbrot und noch mehr frische Luft – das allein hält gesund!«

Sie machte mit dem Kaffeelöffel einen energischen Punkt in die Luft. Ihre Stimme bebte triumphierend, wie jedesmal, wenn sie eine Predigt aus lauter Lieblingssätzen halten konnte.

Auszüge aus »13 alte Esel«

Der Mann mußte wieder weg – oder sie ging. Der ganze Laden war durcheinander.

Frau Martha dachte, wenngleich aus etwas anderen Beweggründen, ähnlich. Sie rührte am Herd das Birnenmus, eine Tasse Kaffee neben sich, aus der sie hin und wieder einen Schluck nahm.

»Soll ich dich mal ablösen, damit du in Ruhe Kaffee trinken kannst?«

»Danke«, sagte sie eisig, »vielleicht läßt du mich irgendwo noch nach meiner Fassung selig werden? Du mischst dich ohnehin genug ein. Die Kinder sind total verhetzt. Früher gehorchten sie ohne Wimperzucken; alles funktionierte glänzend. Diese neuen Faxen ...«

»Laß ihnen doch das bißchen Spaß, sie sind noch so jung«, murmelte er.

»Spaß, Spaß – ah!« höhnte sie. »Hat mich jemals jemand gefragt, ob es mir Spaß macht? Als ich so jung war wie sie, hatte ich's elend schlecht. Willst du etwa behaupten, ich bereitete ihnen heute nicht die bestmöglichen Freuden: warme Kleider, ein trockenes Dach über dem Kopf, gesundes, nahrhaftes Essen? Alles das habe ich nicht gehabt. Ich hätte so aufwachsen sollen! Ein Paradies ist es, was ihnen geboten wird. Aus dem Dreck kommen sie in geordnete Verhältnisse – ohne einen Finger dafür rühren zu müssen. Da redest du von Spaß und Freude. Es gibt nur eine echte Freude, und das ist die Befriedigung über gute getane Arbeit. Die sollen sie empfinden, darauf bereite ich sie vor, wie ich es für meine Pflicht halte. Das Leben ist kein Zuckerlecken – wenigstens nicht für alle«, schloß sie mit einem scharfen Seitenhieb, »aber was verstehst du schon von Pflichterfüllung und den Freuden, die sie bereitet!«

Don Chaussee unterbrach sie nicht. Die knappen, bestimmten Sätze prasselten wie Steinhagel auf ihn nieder,

nahmen ihm den Atem. Er versuchte gar nicht zu antworten. Sie konnten nicht miteinander sprechen. Anfangs hatte er es für Scheu gehalten und geglaubt, es werde sich ändern. Es hatte sich nicht geändert. Eine Mauer stand zwischen ihnen, und diesseits und jenseits der Mauer redeten sie für sich allein wie in fremden Sprachen. Er schüttelte hilflos den Kopf. – Wenn man miteinander sprechen kann, dachte er, findet man immer einen gangbaren Weg. Ihm schien, als suche Martha gar keinen Weg mehr, als sei sie unerschütterlich überzeugt, den ihren gefunden zu haben, ein für allemal. Was immer man nun sagte, empfand sie als einen Angriff, gegen den sie sich mit bitteren Anschuldigungen wehrte. Man mußte seine Worte sehr behutsam wählen.

»Sie sind noch so jung und lachen so wenig, und die Arbeit rutscht so viel besser mit ...«, versuchte er sie zu besänftigen. Sie unterbrach heftig.

»Rutschen! Seit wann soll sie das denn? Getan werden soll sie, in harter Mühe. Nur dann befriedigt sie. Und was rutscht denn auch schon bei dir? Das Gartenfeld haben wir im vorigen Jahr an einem Nachmittag umgegraben – allerdings arbeitend, nicht firlrefanzend.«

Danach wurde es dann auch, hätte er in plötzlich aufwandelndem Unwillen am liebsten gesagt. – Als er die tiefen Falten um ihren Mund sah, erlosch der Wunsch. Es schmerzte ihn, daß sie litt.

Ihre Nasenflügel bebten verächtlich, als sie fortfuhr: »Und du verstehst es nicht, dir Autorität zu verschaffen. Die Kinder lachen über dich – einen Mann ohne Beruf, ohne Posten, der den Tag über herumrennt, dumme Geschichten zum besten gibt, mit den Leuten schwätzt, sich anbiedert. Ah, wenn du wüßtest, wie widerlich mir das alles ist!« Schweratmend hielt sie inne; der Rührlöffel flog durchs Mus. Zischend verbrannten ein paar breiige Spritzer auf der Herdplatte, rochen penetrant. Sie wischte sie mit einem Lappen weg, wobei er ihr Gesicht kurz sehen konnte.

Es war weiß und verdüstert und zornig. Das Schweigen wurde lastend. Er hatte das vage Gefühl, daß sie auf eine Antwort wartete. Doch was er auch sagen würde, sie würde es als Kränkung auffassen und erneut ihren Groll über ihn ausschütten.

Bedrückt ging er in den Garten zurück, und wieder fielen ihm, wie am Mittag, die ersten Reihen schwer. Sie war so unglücklich, und es war seine Schuld. Mangelte es ihm nicht tatsächlich an Autorität? Vielleicht war es falsch, wie er die Kinder behandelte? Zu nachgiebig! Wenn er alles das hier drangäbe, energisch einen Strich zöge und zu Herrn Ess aufs Büro ginge, dann würde sie zufrieden sein, und er fände am Abend einen ruhigen Platz am Ofen vor. Wahrscheinlich würde sie auf ihre Art gut für ihn sorgen, ihn womöglich schweigend umsorgen. Sie war ja nicht schlecht, nur so ganz anders als er. Ruhe, Frieden – wie er sich danach sehnte!

Dieses Ausbrechen und Davonlaufen, unter fremden Himmeln schlafen, das war nichts mehr für ihn. Vermutlich war das Büro jetzt, wo er älter wurde, nicht mehr so schlecht. Er nahm sich fest vor, mit Herrn Ess zu reden.

Aufblickend sah er die Rücken der über die Spaten gebeugten Jungen. Leos viereckiger Rücken mit dem kurzen Nacken war plump und sperrig, jeder Spatenstich ging wie ein widerwilliger Ruck durch ihn. Andreas' schmaler, überlanger Rücken bewegte sich unverkrampft, hingebungsvoll, ja beinahe zärtlich. Als er ihn so sah, wußte er, daß das Grab nicht wegen der Esel geschmückt worden war. Andreas war im Herzen ein Gärtner, er wußte es nur noch nicht. – Man muß ihm Gelegenheit geben, es zu merken, dachte er. Man kann so einen Garten wohl in einem Nachmittag hastig umgraben, aber dabei merkt man dann nichts. Arbeit muß einem zuwachsen, entgegenwachsen, sonst wird man sie trotz tausendfacher harter Mühe nie bewältigen – innerlich bewältigen. War nicht

sein eigenes Elend nur daraus entstanden? Martha begriff das nicht. »Es funktionierte so gut«, hatte sie gesagt. Sein Herz krampfte sich zusammen: »funktionierte« Malwinchen? Oder die ernsten kleinen Kletten, die sich jetzt, wie richtige Kletten, an ihn klammerten? Oder Hubert, der das Bild einer kranken Mutter aufbewahrte, die er nie gekannt hatte? Martha glaubte, Essen und Trinken und Arbeiten genüge zum Leben, und das gab sie ihnen. Er wußte, daß mehr dazu gehörte, zum wirklichen Leben, zum Lebendigsein, wenngleich er nicht wußte, wer ihnen dieses Mehr geben konnte. Martha sicher nicht; und er?

Unbehaglich kratzte er sich den Rücken. Gerade noch hatte er ein friedliches Alter vor sich gesehen und sich im Geiste schon mit dem Büro abgefunden, und nun schwand diese Aussicht dahin, ohne daß er wußte, wofür er sie dahingab. Er taugte so wenig zum Weltverbesserer! Ob man das durfte – für ein Phantom seinen eigenen Frieden hingeben und den des Menschen, den man liebte?

Er grub. Viermal hatten sie schon jeder eine neue Reihe begonnen, da endlich entschloß er sich: man mußte es wagen. Zu oft hatte er im Leben das Bequemere gewählt, und immer war es eine Flucht geworden, vor dem Leben und vor sich selbst. Er wollte nicht mehr fliehen, es tat nicht gut, und es führte einen immer im Kreise herum und machte sinnlos müde. Martha hatte das noch nicht erfahren, und vielleicht wußte sie deshalb noch nicht, was not tat. Sie würde es merken; man mußte nur Geduld haben.

Als hätte der Spaten die Last gespürt, die auf ihm gelegen hatte und nun abfiel, glitt er jetzt leichter in die Erde, lag er griffiger in der Hand. Don Chaussee sagte: »Bißchen flotter, junger Mann«, und: »Anschluß nicht verpassen«, und seine Stimme klang heiter. Leo schüttelte grunzend den Schädel. – Was'n plötzlich in den gefahren, dachte er,

da gibt's doch nichts zu lachen bei so'm Schuffen! – Aber Denken und Arbeiten zusammen war zuviel für ihn, und da er, im steten Zwang der Klammer vor und hinter sich, arbeiten mußte, ließ er das Denken sein.

Die Sonne ging herbstlich langsam unter, mehr gelb als rot; ihr Widerschein lag golden auf dem schleierdünnen Bodennebel. Mit einem Schlage setzten alle Geräusche von Wald und Heide aus. In warmer Stille verlosch allmählich der Tag; der Nebel wurde weißer, flockiger, füllte die Furchen bis dicht an den Spaten aus. Die Asche des Kartoffelfeuers schwelte noch, und der Duft zog leise brandig mit dem Nebel über das Feld.

»Genug für heute – morgen ist auch noch ein Tag.« Don Chaussee klopfte den Spaten ab und drückte ihn Leo in die Hand, der ächzend seinen Rücken dehnte. – Immerhin anständig, dachte er zufrieden, bei der Alten hätten wir noch 'ne Stunde weitermachen müssen. – Mit einem jähen Satz sprang er in die Asche, daß der Funkenrest aufsprühte, und lief im Schweinsgalopp mit den Geräten zum Schuppen hin, Andreas und Ferdi hinter sich.

Don Chaussee zündete sich die Pfeife an, schüttelte die Gelenke locker und schlenderte zur Eselswiese hinüber. Er konnte sich nicht erinnern, jemals Luft gerochen zu haben, die so sehr nach Heimat roch. Ein tiefes, unbekanntes Glück erfüllte ihn bei dem Gedanken, daß er sie – vielleicht – von nun an immer riechen würde.

Der restliche Tag zerrann Frau Martha dumpf und trübe zwischen den Fingern. Als sie sich niederlegte, regnete es noch, und jedesmal, wenn sie aus unruhigem Schlaf auf fuhr, hörte sie draußen das eintönige Fallen der Tropfen. Am anderen Morgen war jeder Laut verstummt. Dichter Nebel quoll vor den Fenstern. Er schloß das Haus ab von der Außenwelt, daß es auf seinem Hügel wie eine Arche durch die Lautlosigkeit schwamm.

Frau Martha versuchte, sich auf ihre Pflichten zu konzentrieren, aber ihr war, als sauge der Nebel ihr die letzte Kraft aus dem Körper. Sie fühlte sich matt und zerschlagen, ausgelaugt von der Angst und dem Warten auf das Ende. Als ihr ein graugelbes Wollknäuel vor die Füße rollte, bückte sie sich gleichgültig und brachte es ins Jungenschlafzimmer zurück, von wo es gekommen war. Erst beim Loslassen kam ihr zu Bewußtsein, daß es ein Hund war, den sie vage mit dem Tierschutzverein in Verbindung brachte.

»Er gehört mir«, sagte Hubert halb trotzig, halb verwundert über ihr Verhalten.

Sie zuckte nur die Schultern; was ging es sie noch an? Mechanisch führten ihre Hände die tausendfach getanen Griffe aus, brieten Pfannekuchen, strichen Brote, schenkten Kaffee ein. Einmal glitt ihre Hand aus, als sie neben Andreas stand, über den schwarzen Kopf mit den vom Kämmen feuchten Haaren. Verständnislose Augen starrten sie über den Tisch weg an; Ännes Mund zog sich schief zu rüdem Spott. Andreas entzog ihr den Kopf und lief gleich darauf eilig hinaus. Zu seinem Esel, dachte sie, das alte Vieh liebt er ja. *Da* sein. War sie nicht da? Rackerte sie sich nicht Tag und Nacht für ihn und die anderen ab, kochend, bügelnd, stopfend? Für sie war niemand da gewesen. Was war denn das, was der Esel ihr voraus hatte, daß er ihn so liebte? Unwillig schüttelte sie die Gedanken fort; dieses fremde Grübeln sprengte ihr den Kopf.

Gegen Mittag wurde der Nebel weißer; später, als irgendwo weit hinter ihm die Sonne aufging, färbte er sich gelb. Er roch erdig dumpf. Der Regen hatte Stämme und Blätter weichgeklopft; nun entströmte ihnen schwerer Herbstgeruch, der mit dem Nebel unbeweglich um das Haus stand. Endlich durchglühte die Sonne die Schwaden, dünnte sie stetig aus, bis hinter dem Dunst die Kastanien auftauchten, dunkle, feuchte Stämme und goldbraune Fächerblätter, die auf Nebelbänken schliefen.

Die Helligkeit setzte sich in die Räume des Hauses fort. Von Frau Martha wich ein Teil des lastenden Druckes. Sie atmete freier. In der Eisenpfanne brutzelten die Kartoffelscheiben auf, und sie besann sich, daß sie zu salzen vergessen hatte. Langsam ging sie zum Schrank hinüber, quer durch den ersten blassen Sonnenstrahl, der durch die offene Tür auf die Fliesen fiel. Die ganze Küche füllte sich im Nu mit Helligkeit und sachter Wärme. Morgen wollte Herr Ess wiederkommen. Er hatte sie ausdrücklich aufgefordert, sich dann eine halbe Stunde für ihn frei zu machen. Eine halbe Stunde, dachte sie verwischt. Es kam ihr in der blaßwarmen Stille kaum glaublich vor, daß es möglich war, in einer kleinen halben Stunde ein Leben zu zer schlagen.

Sie konnte an nichts anderes mehr denken. Grübelnd kreiste all ihr Sinnen um immer das gleiche: um Herrn Ess und ihre Zukunft. Er hatte es gestern mit einem Male eilig gehabt und Josef im Auto mitgenommen. Weshalb wohl? Sie dachte so langsam, seit sie die Tabletten nahm. Ihre Gedanken brauchten viel Zeit, sich zu formen; sie fand es mühsam, den Faden nicht zu verlieren. Ob Josef ihn um eine Stelle gebeten hatte? Ob es das sein konnte, daß Josef aufs Büro zurückging und es heute mit Herrn Ess durchsprach? Sie erwog es in steigender Erregung, bis sie merkte, daß sich damit auch für sie alles änderte. Herr Ess würde sie dann kaum noch hinauswerfen können, würde es, nobel wie er war, auch kaum wollen. Statt dessen würde er ihr den alten Posten in der Fabrik wieder anbieten. Wie früher würde sie mit Josef auf einer kleinen Etage wohnen, gemeinsam mit ihm zur Arbeit gehen. Zunehmend gewisser wurde es ihr, sicherer schälten sich die Überlegungen heraus, die so unvermittelt abermals ihre Zukunftsperspektiven änderten. Dann also war ihre ganze Angst um das Hinausgeworfenwerden überflüssig gewesen, sogar lächerlich! Mit der wachsenden Einsicht schlug die Angst um in Zorn auf sich selbst. Sie war hysterisch,

jawohl, das war sie! Es mußte sich ändern; sie haßte es, wenn ein Mensch sich nicht beherrschen konnte. Hysterisch sein – das wäre ja noch schöner! Sie beschloß mit einem Anflug der alten Heftigkeit, die Situation von nun an nüchtern zu sehen und zu meistern. Zugegeben, sie hatte sich hier unmöglich gemacht, mit dem verpfuschten Fest am Sonntag und den unerzogenen Kindern und dem ganzen verfahrenen Drum und Dran. Nun gut, das war passiert und nicht mehr zu ändern. Andererseits durfte sie aber stolz darauf sein, stets eine tüchtige Betriebsführerin gewesen zu sein. Sehr energisch, schnell, sauber, selbständig, diszipliniert und erfahren. Etwas zu hastig nickte sie vor sich hin, eifrig bemüht, keinen ihrer Vorzüge bei dieser Bestandsaufnahme zu vergessen. Es gab ihr neuen Lebensmut. Kein Zweifel, Herr Ess würde sie zurückrufen. Weshalb sonst hätte er sich die Mühe gemacht, Josef in die Stadt mitzunehmen?

Und hastig versicherte sie sich selbst, daß es gut, daß es vorzüglich sei! Daß ihr der Posten ja viel mehr liege. Daß es im Betrieb nie eine Panne gegeben habe, nicht die winzigste Unkorrektheit.

Sie streute Salz auf die Kartoffeln. In ihre blassen Backen kam das Rot zurück, vertiefte sich, bis es brannte und zu scharf umrissenen Flecken wurde. Aus dem Bodenzimmer klang Uwes Kreischen und Lachen herüber; sicher spritzte er wieder wie wild mit Wasser um sich, und Schwester Monika ließ es ihm durchgehen. Sie war in der letzten Zeit merklich nachlässiger geworden, dachte nur noch an diesen Müller. Man müßte ihr einmal energisch den Marsch blasen und den Jungen zur Räson bringen. Er geriet sonst außer Rand und Band. Anstatt aber, wie sonst, solchen Erwägungen gleich die Tat folgen zu lassen, streute sie nur abwesend weiter Salz auf die Kartoffeln. Etwas in ihr, ein neuerwachtes Zögern, wehrte sich dagegen, Uwe auszuschelten. Sollte er doch spritzen! Das Badezimmer war gekachelt und konnte aufgewischt werden. Sie

hatte sich heute morgen sein Gesichtchen eindringlich angesehen, sein rundes Babygesicht mit den hellblauen Augen unter einem kecken blonden Wirbel, der widerspenstig über der Schläfe stand. Sie hätte es nachzeichnen können, so genau hatte sie hingesehen. Der Schrecken von gestern, daß sie sich nicht an Andreas' Aussehen erinnern konnte, saß ihr seltsamerweise noch in den Knochen. Sie hatte die Kinder kaum je nah gesehen; für die Pflege war Schwester Monika da. Uwe hatte gestrampelt, als sie ihn auf den Arm genommen hatte. Sein kleiner Mund hatte sich zu kläglichem Weinen verzogen, so wenig wollte er von ihr wissen. Keiner liebte sie. Das hatte sie nie gekümmert, und es kümmerte sie auch jetzt nicht. Absolut nicht. Sie wiederholte es halsstarrig: absolut nicht. Morgen war ja sowieso alles vorbei. Herr Ess würde ihr schonend vorschlagen, die alte Stelle wieder anzunehmen, und sie würde höflich sagen, daß sie daran auch schon gedacht hätte.

Ihr Blick haftete an dem Sonnenstrahl zu ihren Füßen. Ihr Arbeitsraum in der Fabrik lag nach Norden, erinnerte sie sich, auf den Fabrikhof zu, wo das Alteisen lag. Da war keine Sonne, und sie hatte sie nicht vermißt.

Jetzt würde sie sie vermissen!

Wie ein Blitz schlug die Erkenntnis ein. Jajaja, dachte sie erschreckt und aufgescheucht, sie würde die Sonne vermissen. Ihre Küche auch. Und die Kinder: Andreas und Uwe, ja selbst die anderen, deren Gesichter sie nun deutlich sah: Franziskas grobe Hübschheit, Leos Bulldoggen-gesicht, Huberts lebendige Miene und die runden Gesichter der Kletten, die sich täglich rosiger färbten. Nein, sie wollte nicht zurück in die Fabrik!

Verstört sah sie auf die vertrauten Dinge um sich, sah, so nahe dem Verlust, das Längstgekannte wie nie gesehen: die blanken Kacheln um den Herd, die bunten Kindertasen, Henkel neben Henkel, auf dem Bord, die Regentonnen vor der Tür und das kleine Waschhaus rechts und

den ausgetretenen Backsteinpfad, auf dem in dicker Schicht Ahorn- und Kastanienblätter schrumpelten. Sie sah den Herbstglanz flimmernd über der dunstigen Landschaft liegen, und sie wußte, daß sie all das um keinen Preis mehr missen wollte.

Was hatte sie sich denn da mit der Fabrik zurechtgedacht? Sie fuhr sich über die schmerzende Stirn. Es war richtig gewesen und sehr vernünftig. Und jetzt – nein, das ging doch nicht. Man konnte doch nicht innerhalb einer Minute seine Meinung ändern, schwankend wie ein Rohr im Wind ...

Schwankend! Sie haßte das bloße Wort. So etwas passierte ihr nicht. Sie wußte immer genau, was sie wollte. Sie war nicht wie – wie ihr Vater. Nein! Sie preßte die Hand vor die Augen, um das Bild auszuschließen, das sie nicht sehen wollte und das sich doch in den letzten Wochen so widerwärtig zäh nach vorn in ihr Bewußtsein drängte, das Bild des grauhaarigen, schlaffen, unordentlichen Mannes, der ihre Kindheit zu einem dumpfen Gefängnis gemacht hatte. Ein Zögerer und Spintisierer, der an der Wirklichkeit vorbeiging, dem die Arbeit unter den Fingern zer-rann, der zu bequem war, das Elend zu sehen, das er verursachte. Mit zehn Jahren hatte sie von nichts einen Haushalt führen müssen und eine kranke Mutter gepflegt; sie hatte Lumpen gesammelt und sortiert, und sie hatte mit müden, roten Augen in aufkeimendem Haß auf den Mann gestarrt, der ihr nicht half, der nichts *tut*. Er sagte »Bescheidenheit«, wenn sie statt einer Kruste eine ganze Scheibe Brot verlangte, er sagte »Frieden«, »Liebe zu den Mitmenschen«, wenn sie blutig gekratzt aus einer Balgerei um die erbeuteten Lumpen nach Hause kam, er sagte »Geduld«, wenn sie von Baracke zu Baracke und schließlich in den Keller zogen, er sagte »Fügung in Gottes Willen«, als seine Frau verhungerte. Und jedesmal wandte er sich danach seinen Hirngespinsten zu, bastelte und erfand lauter Unnützes, das niemand haben wollte. Als er starb,

hatte sie aufgeatmet, einem Käfig entronnen. Sie hatte sich keine Gefühle gestattet, kein Mitleid erbeten, sich nur kopfüber in die Arbeit gestürzt und dann und dort geschworen, kein Geschwätz mehr um sich zu dulden, keine Nutzlosigkeit, nur noch nach oben zu sehen, dahin, wo die Angst aufhört in der Sicherheit. Karriere machen, ein Heim und größere Heime, bedeutendere Posten, zuverlässigere Wälle gegen Not und Leid. Dahin war sie unterwegs gewesen, als die Esel kamen, als sie – –

Ein Geräusch riß sie aus der Erinnerung. Der Sonnenstrahl zu ihren Füßen war verschwunden. Sie blickte auf.

Ihr Atem stockte, bedrängend klopfte am Hals der Puls; nicht jetzt, nicht gerade jetzt! Sie schlug die Hände vors Gesicht, um nichts zu sehen, doch unaufhaltsam kam es näher, tap-tap-tap, elend, wackelig, mit schiefen Beinen und lederner Haut, stuckerte auf sie zu, sah zu ihr hoch, ein Auge zugekniffen, eins auf sie gerichtet. Ein Esel.

Ein Esel!

Eines dieser Tiere, die von irgendwo in ihre Welt eingebrochen waren, sie genarrt hatten, sie zugrunde richteten. Ein verfluchtes, unnützes, faules, dreckiges, überflüssiges Tier, ein Hohn, ein grausiger Witz! Pfeifend kam ihr Atem, als die Wut sie überwältigte, alle lebenslang geübte Selbstbeherrschung hinwegfegend wie einen Haufen Stroh vor dem Sturm. Alles war verloren durch die Esel, aus und verloren und vertan!

Durch einen Schrei wollte sie den Esel verjagen und sich aus dem Bann dieser unheimlichen Wut befreien, aber über ihre Lippen kam nur ein Gurgeln tief aus dem Hals. Sie wich bis an die Wand zurück, haltsuchend um sich greifend. Stur lief der Esel ihr nach, tap-tap, mit schlenkerndem, dickem Schädel, das Auge höhnisch, wie ihr schien, auf sie gerichtet. Gleich würde er sie berühren. Sie kroch in sich zusammen, Ekel, Haß und Hilflosigkeit

durchloderten sie, vermischten sich zu aufbäumender Abwehr.

Ihre Blicke irrten wie im Fieber umher, suchten. Da – ein Griff. Beide Hände umklammerten den Pfannenstiel, hoben sich bebend, schlangen die Pfanne fort von sich, gegen den Schädel mit dem Auge, das unverwandt in ihres starrte.

Es gab einen dumpfen Ton und ein lautes Rasseln, als die Pfanne ihr aus den Händen glitt und auf die Fliesen aufschlug. Die Kartoffeln spritzten durch die Küche. Schreckgelähmt blickte sie auf die Stelle, wo immer noch der Esel stand. Beim Anprall hatte er das andere Auge aufgerissen; es war weißlich blau, blind. Langsam drehte er den Schädel nach der Pfanne, senkte ihn und nahm mit den Lippen eine Bratkartoffel und nahm noch eine und wandte sich um, als im Flur eilige Schritte aufklapperten, und ging hinaus, und sein Schwanzstumpf zuckte. Stöhnend sank sie auf einen Stuhl.

Don Chaussee stieg schon im Dorf aus dem roten Überlandbus aus, wiewohl er bis zum Heim noch zwei Stationen hätte weiterfahren können. Er hatte das Bedürfnis, nach den letzten vierundzwanzig Stunden wieder Boden unter den Füßen zu fühlen, richtigen Straßenboden, durch nassen Matsch zu stampfen, statt vorsichtig über Perserteppiche im Hause Ess zu gehen. Es war schön gewesen, so zur Abwechslung, aber er war und blieb nun mal ein Landstreicher, da half kein Gott. Vergnügt zog er die Hosenträger höher, warf das Bündel mit dem Nachtzeug am Riemen über die Schulter und trottete dem Kirchplatz zu.

Hier hatte Große-Witte, der fortgeschrittenen Jahreszeit entsprechend, vor dem Laden einen stattlichen vierstöckigen Obstrost mit ausziehbaren Schüben aufgestellt und

ihm zur Seite Rübenkörbe, einen Haufen nagelneuer Säcke, zwei verschieden große Einkochapparate und ein reichhaltiges Sortiment von Weckgläsern und Gummiringen nebst dem zu allen Jahreszeiten unvermeidlichen Stapel Zinkeimern gefällig arrangiert. An einem schräggestellten Kasten voll bunter Samentütchen hob der Hund des Schmiedes soeben das Bein. Don Chaussee zwängte sich an ihm vorüber in den langen, dämmrigen Laden, der immer seltsam kühl nach Holzwolle, Wagenschmiere und Emaillekochtöpfen roch. Um seinen Stammtischfreund zu ärgern, ließ er die Tür einen Spaltbreit offenstehen, und wirklich beförderte das anhaltende Schnarren der Schelle den Bürgermeister, hochrot vor Wut auf die vermeintliche Dorfjugend, hinter einer Kiste her, mit deren Entleerung er zur Zeit beschäftigt war.

»Och, Sie sind's!« sagte er etwas besänftigt, um freilich im nächsten Moment schon wieder loszuschreien: »Mann Gottes, um Himmels willen, passen Sie auf, wo Sie Ihre Füße hinsetzen! Zerdeppern Sie mir nicht mein Kirmesgeschäft«, wobei er auf den malerisch über den Boden gebreiteten Kisteninhalt an Ton- und Porzellangeschirr hinwies. »Ist ohnehin alles angedötscht. Ausschußware. Laß ich jedes Jahr extra für den billigen Jakob kommen. So machen wir beide ein Profitchen und vermeiden den Konkurrenzkampf. Hahahaha – gut, was?« Aufgeräumt rieb er sich die Hände. »Darauf werden wir uns mal ein Körnchen genehmigen, he?«

Don Chaussee hob fragend die linke Braue und wies mit dem Daumen nach oben, wo sich über dem Laden das Reich der pantoffelschwingenden Bürgermeisterin befand. Er wußte von früheren Besuchen, wie entschieden sie gegen »Körnchen« im Geschäft war. Große-Witte schüttelte beruhigend den Kopf. »Zahnarzt«, sagte er, in seinem Geheimfach, unter einem losen Dielenbrett in der dunkelsten Ecke der Theke, nach der Schnapsflasche fischend.

Während er einschenkte, las Don Chaussee von einem Zettel ab: »Zwei eiserne Fensterrahmen, dazugehöriges Glas, Fensterkitt, zwei Türangeln, ein Paket Nägel, ein Riegel, Dachpappe, Karbolin ...«

»Soll das ein Auftrag sein?« erkundigte sich der Bürgermeister in aufsteigendem Mißtrauen, das, wie sich sogleich herausstellte, nur allzu berechtigt war, denn Don Chaussee erwiderte gutgelaunt: »Zur Gratisauslieferung. Auf ein gutes Werk, wenn Sie's so nennen wollen«, und fuhr, alarmierender Protestbewegungen ungeachtet, fort: »Die Rahmen können gebraucht sein. Wir entrosteten sie und streichen sie neu an. Das Glas kann ich mir aus größeren Bruchstücken zurechtschneiden, und den Riegel ...«

»Nie!« unterbrach ihn Große-Witte emphatisch.

»Prost!« sagte Don Chaussee ungerührt. »Wissen Sie, man soll nie »Nie« sagen. Das ist einer schönen Frau, die ich gut kannte, mal gar nicht bekommen.« Er lehnte sich behaglicher gegen die Eisenkasse, drehte das Glas in der Hand und sah sinnend zur Decke hoch. »Sweetwater hieß die Stadt, wo sie auftrat. Tolle Affäre! War verdammt heiß damals, ich weiß es noch wie heute. Wir kamen grad' von einem wochenlangen Zug ins Llano Estacado zurück, wo wir mal wieder so 'ner Gaunerbande 'ne geklaute Rinderherde aus den Zähnen ziehen mußten. Ein verfluchtes Stück Erde, diese Wüste. Sand und Sonne. Ausgedörrte Kehlen hatten wir, und 'ne hübsche Stange Geld in der Tasche. Der Boß war nicht kleinlich, wenn's geklappt hatte. Na ja, wie's dann so geht ...« Er schwieg, offenkundig in angenehmste Träumereien versunken.

»Wie ging's denn?« drängte Große-Witte gespannt. Eine schöne Frau, die an einem Ort namens Swietwoter auftrat – das Wasser lief ihm im Munde zusammen.

Schweigend schob ihm Don Chaussee den Zettel über die Theke. Aber darauf fiel sein Freund so ohne weiteres nicht herein, das kannte er, hinterher war das Ganze Schwindel.

Zwinkernd wehrte er ab: »Fangen Sie erst mal an zu erzählen. Wie hieß die Dame?«

»Ju«, sagte Don Chaussee.

»Sonst nichts?« fragte der Bürgermeister enttäuscht.

Don Chaussee schob mit nonchalanter Geste den Sombrero aus der Stirn. »Für ihre Freunde nur Ju. Bei anderen legte sie natürlich Wert auf ihren vollen Namen. Señorita Juanita Catalina Dolores del Pia i Cristobalina Columbia el Dulcinea Hotchkiss.«

Der Bürgermeister wischte sich den Schweiß vom Gesicht und kippte erschreckt einen ganzen Korn. »Du liebe Güte!« seufzte er aus Herzensgrund und rückte näher.

»Das kann man doch unmöglich immer ganz sagen.«

»Immer ganz!« sagte Don Chaussee entschieden. »Eine Silbe weniger, und Sie hätten unsere heißblütigen Mexikanerinnen mal erleben sollen! Ohne Messer im Strumpfband gehen die ja nicht vor die Tür.«

Große-Witte lief es kalt den Rücken entlang. Sachen hatte dieser Kerl erlebt, Sachen! Da saß man selbst bieder in seinem Dorf und ahnte überhaupt nicht, was in der Welt tatsächlich vor sich ging. Ein Glück, daß er sich mit dem Don Chaussee so gut verstand und ab und zu mal was erfuhr, wovon sie in der Zeitung nichts schrieben. Daß er einem dabei so'n bißchen Plunder entführte, na ja, darüber kam man weg. Schließlich hatte man mit dem Zuhause-Bleiben ja ganz ordentlich verdient, das durfte man nicht vergessen. »Also, denn mal los!« prostete er aufmunternd, den Zettel zu sich heranziehend.

Beide Ellenbogen auf die Kasse gestützt, trank er mit den Körnchen die Geschichte durstig in sich hinein, bis sich genau an der Stelle, wo Señorita J. C. D. d. P. i. C. C. e. D. Hotchkiss – glutäugig, rabenschwarz und sinnverwirrend temperamentvoll – erstmalig die Kastagnetten klappern ließ und zum betörenden Beinewirbel ansetzte, die Ladentür auftat und die dicke Bürgermeisterin mit

schmerzschieferm Gesicht, einen Schal um die Backe gebunden und offensichtlich wehester Laune, hereingekeucht kam. Im Handumdrehen verschwanden Schnaps und Tänzerin. Die glänzenden Augen schleunigst hinter der Brille verbergend, nahm Große-Witte mit bebenden Händen den Zettel, schrieb über die verräterische Liste vorsichtshalber »Bestellung Ess« und seufzte abgrundtief: »Vergessen Sie nicht, die Sachen bald abzuholen!« Don Chaussee versprach's und zog befriedigt von dannen. Gutes Geld ausgeben für Sachen, die man umsonst haben kann, dachte er, das wäre ja gelacht!

Auf der Straße hätte er fast die Doktorin umgerannt, deren Miene sich bei seinem Anblick unwillkürlich erhellte. Es ging etwas so Freudiges von ihm aus, er strahlte so, daß man mitstrahlen mußte.

»Ein herrlicher Tag!« sagte er zur Begrüßung, und Frau Kösters, die den ganzen Morgen über den Nebel und ihren Rheumatismus gejammert hatte, stimmte überzeugt zu: »Wunderbar!«

Das Gespräch entwickelte sich von selbst. Doktors wohnten seit zwanzig Jahren im Dorf, und Don Chaussee kam sich wie seit Ewigkeiten hier ansässig vor. Sie konnte erzählen, und ihn interessierte alles. Als er schließlich meinte: »Wenn Sie mal wieder 'n Buch übrig haben oder Leute wissen, deren Kinder die alten Bücher nicht mehr brauchen, dann sagen Sie es mir doch bitte«, errötete sie nicht einmal mehr in Gedanken an den verschenkten Brehm, sondern schlug tatkräftig vor: »Ich werde im Nähkränzchen eine Liste rund reichen, da kommt immer allerhand zusammen. Die Leute wollen ja nur angesprochen werden.«

Don Chaussee stimmte lebhaft zu. »Ganz meine Überzeugung! Und die Bücher können ruhig ein bißchen ausgefranst sein, wir binden sie doch neu, mit einheitlichen Einbänden, abwaschbar, damit man sich nicht so arg in

acht nehmen muß beim Lesen. Jungens sind nun mal dreckig.«

Die Doktorin hatte keine eigenen Jungen gehabt, aber was ein Landarzt Sommer und Winter an Schmutz mit heimbrachte, war auch nicht eben wenig. Abwaschbar fand deshalb ihre uneingeschränkte Zustimmung. Und daß die Jungen zu Fingerfertigkeiten angehalten wurden, hielt sie ebenfalls für begrüßenswert. Sie verstand gut, daß Ulrike von nichts anderem mehr sprach als von den Plänen im Heim. Gestern hatte sie sogar eine alte Hose aus Segeltuch verlangt, weil sie demnächst vielleicht helfen müsse, einen Eselstall zu bauen. Ihre sanfte Ulrike! Dafür sollten die Jungen ihr dann helfen, den Stall für die Angorakaninchen zu vergrößern, die Familienzuwachs erwarteten. Sie selbst hatte sich mit der Vorstellung, daß Ulrike immerzu mit diesen Rabauken spielen wollte, noch nicht ganz ausgesöhnt, und wenn Don Chaussee nicht wäre, würde sie es auch niemals gestatten, das hatte sie ihrem Mann erst gestern nachdrücklich auseinandergesetzt.

Doch er *war* eben, und so entschloß sie sich beim Abschied: Ulrike soll die Hose haben!

Don Chaussee war ein wenig merkwürdig zumute, als er sich dem Pastorat näherte. Während er an der Mauer gründlich die Pfeife ausklopfte und die Tabakreste im Sand zertrat, durchfuhr ihn ein leises Bangen um jenen unvergeßlichen Eindruck von seinem ersten Besuch vor einer Woche. Hatte er damals geträumt? Doch als er in den Flur trat, rührte ihn gleich wieder die Zeitlosigkeit an, das Gefühl, hinter der Schwelle alle Hast des Alltags zurückzulassen. Die alte Standuhr tickte, in der Küche pfiff ein Kanarienvogel durchdringend hell und hoch, und Fräulein Lisbeth, die ihm geöffnet hatte, sagte: »Wie schön, daß Sie uns besuchen kommen!«, wobei ihre braunen Augen freundlich leuchteten.

Um das Wollkleid mit dem gestärkten Spitzenkragen hatte sie eine blaue Gartenschürze gewickelt, an der sie sich flink die Hände abputzte. »Wir haben unten gerade die Blumen für die Kirche geschnitten und in Vasen gefüllt. Sie können uns helfen, sie hinüberzutragen.«

Der Weg durch den dämmrigen Gang, die Treppe hinunter und an den vielfältig duftenden Vorratskellern vorbei ins Gartenzimmer war ihm vertraut, als habe er Jahre der Kindheit hier zugebracht. Großmutter, lächelte er, sich der Beglückung erinnernd, die der Gedanke in ihm ausgelöst hatte. Wie heimatlich die Äpfel und die Birnen rochen!

Malwine zupfte eine Dahlie zurecht und betrachtete mit schiefgelegtem Kopf ihr Werk. Die Brille veränderte das Gesichtchen ganz erstaunlich, und die kurzgeschnittenen, federleichten Härchen ließen es voller erscheinen. Es war, als sei mit dem Zopf auch die krankhafte Gespanntheit der Haut verschwunden. Sie trug ein helles Baumwollkleid mit weit abstehendem Rock, über den eine Hand selbstvergessen streichelte, ganz stolz auf so viel ihr gehörende Pracht. Als sie den Fremden sah, trat augenblicks wieder der gejagte Ausdruck in ihre Augen. Dann erkannte sie ihn und lächelte scheu, als er ihre Hand nahm.

»Hast du meinen Esel mitgebracht?« fragte sie ängstlich drängend.

»Vielleicht morgen«, sagte Don Chaussee.

Ihre Augen irrten wieder blicklos auseinander, füllten sich mit Tränen. »Ich war nicht lieb zu ihm«, sagte sie mit zuckenden Lippen. »Der arme Esel. Ich will's nie wieder tun!«

»Nicht weinen«, tröstete er und nahm die größte Vase auf den Arm. Behutsam nahm Malwine eine andere. »Das Eselchen weiß ja, daß du krank warst und es nie wieder tun willst. Tiere spüren das, glaub mir nur.« Sie schluckte und sah ihn dankbar an.

Fräulein Lisbeth stellte die Vasen am Altar auf. Durch die dörfllich bunten Kirchenfenster fiel nur mattes Licht in den Raum, der nach Wachs und Weihrauch duftete. Ganz im Westen funkelten ein paar schräge Sonnenstrahlen durch den goldenen Mantel des heiligen Ambrosius, und immer wenn Malwine aus dem Dämmer in den honiggelben Schimmer trat, glühten die Bäckchen auf, und in den Haaren flimmerte das Gold. Innig und feierlich hielten ihre Hände die Vasen, ganz gerade und ein Stückchen vom Leib entfernt. Sie ging auf den Zehenspitzen, und ihre Lippen waren vor Andacht fest geschlossen. Die großen runden Dahlien trug sie wie herbstliche Sonnen, wie Feuerräder vor sich her.

Don Chaussee sah, wie Fräulein Lisbeths Blicke, die selbstvergessen auf ihr ruhten, einen feuchten Glanz bekamen. Doch Rührseligkeit gestattete sie sich nicht, bei allem frommbewegten Glauben.

»Fertig«, sagte sie fröhlich, die letzten Kerzen vor die Blumen schiebend, »jetzt gibt es frischen Kaffee mit viel Honigkuchen. Und Sie sind unser Gast!«

Resolut wischte sie jeden Einwand beiseite. Küche und Kirche hatten in ihrem Leben reichlich nebeneinander Platz, wovon in jeder Hinsicht der Pfarrer blühendes Zeugnis ablegte.

Malwine deckte den Tisch auf der Veranda, und als er sie so mit dem Geschirr hin und her huschen sah, geräuschlos im dunklen Zimmer untertauchend und wieder auftauchend in der rosenumbuschten Verandatür, stirnrunzelnd eifrig und begleitet vom Trillern der Kanarienvögel, spürte Don Chaussee wie eben in der Kirche, daß sie hierher gehörte. In dieser Umgebung lebte sie sich nicht nur ein, sondern sie ging ganz auf in ihr, schlüpfte hinein wie in eine zweite Haut. Ihre Augen hingen unverwandt an Fräulein Lisbeths Lippen, und sie mühte sich sichtlich, keinen Ton der angenehm leisen Stimme zu verpassen. Und als sie, mit der letzten Kaffeetasse in der Hand, doch

wieder träumend am Geländer stehenblieb, hinabgezerrt in die saugende Leere, zupfte Fräulein Lisbeth sie im Vorübergehen nur leicht am Ohr und meinte lächelnd: »Hallo, Malwinchen, an welcher Geschichte spinnen wir denn jetzt? Eines Tages werden wir eine richtige Dichterin bei uns haben! Dann bekomme ich aber Angst vor so viel Tüchtigkeit.« Malwine gluckste verschämt und rieb die Stirn im Übermaß des sprengenden Glückes ein paarmal heftig an Fräulein Lisbeths Hüfte entlang, ehe sie ins Haus lief, den Pastor zu holen.

»Hinwech von mir mit dem Chetön deiner Lieder; dein Harfenspiel mach ich nicht hören!« brummte es von drinnen. Davon ließ sich das schüchterne Malwinchen offenkundig nicht schrecken, denn im nächsten Augenblick erschien sie wieder, den puffenden und prustenden Pfarrherrn im Schlepp. Sein rotes Gesicht glänzte. Er wehrte sich nach Leibeskräften, doch Malwine zog und zerrte.

»Zieh nur feste«, feuerte Fräulein Lisbeth sie an, »er muß seinen Kaffee trinken, sonst wird er uns noch krank.«

»Oh«, jammerte der Pastor, »es pesteht eine Verschwörung unter den Männern von Juda und den Pewohnern von Cherusalem! Don Chaussee, holen Sie niemals einen solchen Quälgeist zu sich, oder Sie sind nicht mehr Herr in Ihrem eichnen Hauße!«

Desungeachtet ließ er sich unter dem Lachen der anderen behaglich in seinen Sessel fallen und bediente sich ausgiebig mit frischem Honigkuchen. Don Chaussee blickte auf Fräulein Lisbeth, deren Gelassenheit so heiter und so ruhevoll war, daß sie das Kind zugleich ermunterte und besänftigte. Und er sah auf den Pastor, der zufrieden kaute, ganz diesseitig und ganz dörfflich derb, und von dem doch ein solcher Strom der Menschenliebe ausging, daß sich das flatternde kleine Herz mit Vertrauen füllte. Sie aßen in friedlichem Schweigen. Und als Malwine zu kauen vergaß und in ihren alten Fehler zurückfiel, gedankenlos nur

Krumen zu nibbeln, weckte sie des Pfarrherrn dröhnende Frage: »Was sacht der Prophet Daniel im siebten Kapitel, Vers fünf zu Leuten, die nicht essen wollen?«

Malwine schrak hoch, piepte dann vergnügt: »Auf, auf, freißt viel Fleisch.«

»Aha!« nickte der Pastor bedeutungsvoll, »dann chehorche und iß noch ein Stück Honigkuchen!« Und siehe da, es ging.

Der Himmel über dem Garten war weißlich blau, die Sonne ein verschwommen leuchtender Fleck im Dunst. Die Rosen waren weit geöffnet, und manchmal fielen lautlos ein paar rote Blätter in den Bodennebel. Kein Lufthauch wehte, kein Laut drang in den verwünschten altmodischen Garten mitten im Dorf, außer dem Schwatzen einer Vogelschar, die rastend in die Pappeln einfiel. Bei ihrem Anblick erinnerte sich Don Chaussee der eigenen Rastlosigkeit so vieler Jahre, die nun zu Ende war.

Nach einem tiefen Atemzug sagte er unvermittelt: »Ich bleibe jetzt für immer hier.«

Und sagte in die freudige Anteilnahme hinein langsam, mit dem Stolz eines Schulbuben: »Ich habe nämlich bei Herrn Ess einen Kontrakt unterzeichnet!«

Davor hatte er sich sein Leben lang gesträubt, hatte jeden Gedanken, sich ganz an einen Ort zu binden, ängstlich von sich geschoben, besorgt, die Unruhe werde ihn wieder ergreifen und weiterrücken. Hier waren Not und Unruhe von ihm gewichen. Ganz sicher saß er da, fester und fast ein wenig breiter geworden. Er sah von Fräulein Lisbeth zu Malwinchen und dem Pfarrer hin, den er vor knapp vierzehn Tagen erst hinter Wolken von Tabaksqualm am Stammtisch kennengelernt hatte. Schon schien es Ewigkeiten her! Ja, er wollte jetzt an alles das gebunden sein, an die Freunde und das Dorf, den Garten und die Kinder.

Als er es später Bauer Bormann erzählte, während sie auf dem Querbrett der Karre heimwärts rüttelten, war es ihm

bereits selbstverständlich geworden. Kaum konnte er sich noch vorstellen, jemals woanders gelebt zu haben.

»Bei Müntes sind sie mit den Rüben zurück«, brummte er, »aber die Wintersaat steht gut.«

Der Bauer nickte zustimmend, ließ die Zügel schleifen und stopfte seine Pfeife, Don Chaussee ebenfalls den abgegriffenen Lederbeutel reichend. »Gut, daß da jetzt 'n Mann bei kommt auf der Filla. Wir haben immer schon gesagt, bei so viele Jungs da is'n Mann bei nötig. Schafft die Frau allein gar nich, haben wir gesagt.« Ein wenig später wies sein Pfeifenstiel auf ein weites Kartoffelfeld, dessen Ränder mitsamt dem Busch dahinter von Nebelstreifen verdeckt waren. »Da fangen wir morgen mit an. Paar Mann Hilfe wär'n nicht schlecht.«

»Ist gut«, nickte Don Chaussee, »wir kommen. Nächsten Monat leih ich mir dann die Meta mal aus, wenn wir das Gebüschstück hinter der Wiese roden.«

Nach einer Weile stillvergnügten Paffens begann der Bauer wieder: »Der Rote, der schafft was weg! Und der kleine Ess hat sich ganz wacker gehalten«, worauf Don Chaussee wärmstens Leo und Andreas rühmte. »Die werden alle noch was. Vielleicht über'n paar Umwege und nach einiger Zeit, aber ich bin schon ganz zufrieden.«

»Jau, wer dat gedacht hätte! Aus manchen einen wird eben erst spät was.«

Don Chaussee grinste: »Aus mir«, was den Bauern veranlagte, alle tabakgelben Zähne in einem breiten Lachen zu zeigen. Der neue Nachbar gefiel ihm. Weit in der Welt herumgekommen, gar nicht eingebildet und immer vergnügt. So hörte er seinem Erzählen und Planen wohlwollend zu und beendete vor der Filla das Gespräch mit der Versicherung: »Ja also, da bleibt's denn bei: fünf Zentner Stroh für die Ässel. Gratis!« und fuhr schmunzelnd davon. Gute Nachbarschaft war das wert, fand er.

Auszüge aus »Echtes Gold und falsche Steine.
Eine Frau reist durch Ägypten«

Als Katharina die Zweite von Rußland im Jahre 1787 in die Krim reiste, durchquerte sie zum ersten Male die südlichen Provinzen ihres gewaltigen Reiches, in denen Grigorij A. Potemkin, Fürst von Taurien und Günstling der Kaiserin, nahezu unbeschränkter Herrscher war. Alter Vätersitte folgend, saugte er seine Untertanen weidlich aus und kümmerte sich um den äußeren Zustand seiner Länder erst, als er von der Reise der Monarchin hörte. Eilig ließ er da längs ihrer Route farbenfrohe Dörfer errichten, die aus nichts als Fassaden bestanden. Die jeweiligen Raststationen wurden kräftig herausgeputzt, und so sah die Kaiserin überall bunte, heile Häuser und winkende Menschen. Da ihre Karosse rasch vorbeierollte, sah sie das Elend nicht, das hinter den Fassaden hauste. Bestellte Musiker und herbeibefohlene Trachtengruppen umtanzten abends die malerischen Feuer. Daß die Ochsen an den Spießeln halb Verhungerten das Wasser im Mund zusammenlaufen ließen, ahnte Katharina nicht. Sie war entzückt vom Zustand der Provinzen, und der Geniestreich ihres Günstlings wurde weltberühmt. »Potemkins Dörfer« sind seither allseits im Gebrauch.

Die Potemkins unserer Tage sind die Reisebüros. Sie versprechen eine »Traumfahrt ins Land der Pharaonen« – legen die Routen fest, nehmen Hotels unter Kontrakt, arrangieren Picknicks bei Mondenschein und leiser Musik. Sie drillen die Dragomane und Andenkenverkäufer, lassen die Bauchtänzerinnen tanzen und die Derwische heulen. Sie verkaufen »Drei Tage Kairo, alles eingeschlossen« und wissen dabei natürlich besser als der Fremdling, was ihm (und ihnen) frommt. Keinen Augenblick ist er sich selber überlassen; auf dem Flugplatz schon erwarten ihn die betrefsten Abgesandten, die ihm nicht mehr von der Seite weichen ...

Dem Programm des Fremdenverkehrszaubers auszuweichen war eine der Voraussetzungen unserer Reise, und wir verzichteten deshalb von vornherein soweit wie möglich auf Potemkin & Co. Soweit wie möglich – *wie* weit das war, mußten wir am eigenen Leibe ausprobieren. Und das taten wir ...

Manche Länder lernt man durch ständige Frage und Antwort kennen, durch viele Gespräche an der Bartheke und am Familientisch von Freunden und Bekannten, bei Besichtigungen oder auf Festen, bei Sportveranstaltungen oder mit einem Bauern am Feldrand. Dazu muß man eine gemeinsame Sprache sprechen. Wir trafen auf unserer Reise erstaunlich viele Orientalen, mit denen wir uns in irgendeiner westlichen Sprache verständigen konnten; doch öfter noch standen wir hilflos vor der Barriere der Fremdsprache und des fremden Denkens. Natürlich gibt es in den Reisebüros oder dem Propagandaministerium Dolmetscher, die man mietet oder für ein Buch über Ägypten auch kostenlos vermittelt bekommt. Da sie alle den kleinen Fehler haben, die Antworten zu geben, ehe man die Fragen gestellt hat, braucht nicht betont zu werden, daß wir einen weiten Bogen um sie machen. Es blieb uns infolgedessen nur übrig, Augen und Ohren offenzuhalten und niederzuschreiben, was wir erlebten. Deshalb kann ich mich nicht auf exakte Auskünfte Dritter berufen, wenn ich versuche, die Voraussetzungen zu ergründen, unter denen man in Kairo Taxichauffeur werden kann. Ich muß meine Schlüsse rein aus eigenen Erfahrungen ziehen. Sind sie falsch, möge man mir verzeihen. Die mitgeteilten Erlebnisse sind es jedenfalls nicht.

Aus der großen Zahl der überall herumstehenden Taxi schloß ich zunächst, Chauffeur könne jedermann werden, der Anlasser und Lenker zu betätigen und die zum stunden- oder tagelangen Warten erforderliche Geduld aufzubringen vermag. Nach den Taxifahrten einer Woche

schloß ich bereits präziser, daß Chauffeur nur werden kann, wer Analphabet ist, die Stadt nicht kennt, keine Pläne liest, nur Arabisch spricht und dieses wiederum lediglich in der Färbung seines eigenen Stadtteils versteht. Mit diesen Erkenntnissen wäre ich heimgefahren, wenn nicht am letzten Tage unseres Aufenthaltes eine weitere Taxifahrt uns weitere Details beschert hätte. Woraus ersichtlich wird, wie recht das Sprichwort hat, das da sagt, man lerne nie im Leben aus.

Wir standen vor der Ibn-Tulun-Moschee und wollten zur El-Azhar-Medrese. Der Weg dorthin führte quer durch die kramm-vollen Gassen der *Muski*. Es war um die Mittagszeit; die Luft kochte; wir schreckten zurück vor dem Gedanken, uns durch den stickigen Dunst der Araberstadt zu drängen. Um wenigstens eine kurze Atempause zu gewinnen, steuerten wir das erste beste Taxi an, einen hochbeinigen alten Ford, der leer am Bordstein stand. Der Fahrer hatte sich soeben den Verschönerungskünsten seines Barbiers anvertraut. Mit schaumbedecktem Kinn saß er auf einer Kiste vor der Hauswand; doch er erfüllte eine weitere Bedingung, die zu seiner beruflichen Existenz augenscheinlich erforderlich war: er hatte einen Freund, der ihn jederzeit vertreten konnte.

Dieser Freund balancierte auf der Hausschwelle neben ihm einen Teller mit schwarzen Bohnen auf den Knien. Kaum sah er uns, als die Bohnen auch schon zwischen den Beinen des Eingeseiften in der Kiste verschwanden, wo sie vor Kind und Katze sicher waren. Er kam herbeigeeilt, klemmte sich hinters Lenkrad und gab uns zu verstehen, daß es von ihm aus losgehen könne. Und auf dieser denkwürdigsten Autofahrt meines Lebens lernte ich die beiden restlichen Voraussetzungen für den Beruf des Taxifahrers in Kairo kennen: Er darf sich um keine Verkehrsregel kümmern und darf unter gar keinen Umständen einem sportlichen Wettkampf mit dem Tod ausweichen.

Mit aufheulendem Motor schoß unser Fahrer auf die linke Straßenseite los, riß das Steuer mit dem eingehakten kleinen Finger der rechten Hand ruckhaft herum und kollidierte mit einem Handkarren voll Draht und altem Eisen. Die Schramme auf dem hinteren Kotflügel entlockte dem Besitzer unterm Rasiermesser einen wehen Aufschrei; aber da waren wir bereits um die Ecke verschwunden und kamen richtig in Fahrt. Zunächst mähte der verwegene Scharfschütze am Lenkrad unseres Autos die Karren der fliegenden Händler auf der rechten Straßenseite um, jedoch so elegant und leicht, daß sie nicht kippten, sondern nur eine halbe Drehung machten und, zum fuchtelnden Geschnatter der aufgeschreckten Eigentümer, ihre Ladung teilweise auf die Straße warfen. Mit Recht hielt er das für eine Meisterleistung; aber uns wäre wohler gewesen, wenn er uns nicht ausgerechnet mit jener Hand, deren kleiner Finger bisher das Steuerrad bediente, gestenreich darauf hingewiesen hätte.

Von nun an schien ihm das Autofahren *mit* Finger am Lenker überhaupt zu dilettantisch; er tippte es im weiteren Verlauf nur noch gelegentlich an, um die allernötigsten Richtungsänderungen vorzunehmen. Daß der Kurs seines Fahrzeuges infolgedessen – behutsam ausgedrückt – nicht ganz stetig war, kümmerte ihn keinen Pfifferling. Eine Zeitlang fuhren wir auf dem linken Bürgersteig, den wir nur verließen, um – quer durch Eselskarren, Autos, Fußgänger und knapp vor der Trambahn weg – rechts in eine enge Nebengasse einzubiegen. Mit dem Oberkörper weit zum Fenster hinauslehrend, zeigte der Chauffeur mit dem linken Arm die Richtungsänderungen an, warf Bekannten ein fröhliches Wort zu, drückte mit der rechten Faust unentwegt auf die Hupe, bahnte sich wie ein Rammbock durchs Getümmel, kassierte die Flüche der beinahe Überfahrenen mit achselzuckendem Vergnügen und schrammte schließlich auf den weiten Platz vor dem ehemaligen Königspalast, wo wir uns für Sekunden sicher fühlten.

Ihn aber übermannte nun der Nationalstolz. Sich ganz zu uns herumdrehend, wies er uns in glühendem Pidgin auf die ruhmreichen Taten der Revolution hin, die unter anderem diesen Palast in ein Museum verwandelten. Wir kamen nicht dazu, ihm zu versichern, daß wir es bereits besichtigt hätten; denn während er, rückwärts gewandt, mit uns über die letzten historischen Ereignisse plauderte, rasten wir vorn um ein Haar in einen Bus, dessen Fahrer sich geistesgegenwärtig nach hinten absetzte und gegen einen Karren fuhr, der nun wirklich kippte. Ehe die Szene zum Schauplatz eines brüllenden, schimpfenden Menschenauflaufs wurde, waren wir längst zwei Straßen weiter. Kreideweiß hingen wir in den Schlaufen, indes der Motor jaulte und die Bremsen kreischten und der Fahrer insbrünstig die Fahrt genoß. An der El-Azhar-Moschee stellten wir fest, daß kein Besuchstag war; doch für eine Heimfahrt reichte unser Mut bei weitem nicht mehr aus. Infolgedessen endete unsere letzte Taxifahrt in Kairo in einem sehr stillen, dankbaren und langen Fußmarsch.

Und wer nun denkt, daß man, um ein bereits gewähltes Armband einzukaufen, nicht Pantoffeln anprobieren muß, wer da meint, es sei in solchem Falle überflüssig, Brokate zu befingern und Gebetsteppiche zu prüfen, sich angewidert von einer schillernden Mondlandschaft aus Schmetterlingsflügeln abzuwenden oder eine »Bernstein«kette aus gelbem Horn nachdenklich durch die Finger gleiten zu lassen – ach, wer das meint, der kennt das Schönste nicht, das der Orient dem phantasiebegabten Gast zu bieten hat: das Handeln nämlich.

Im doppelten Schutz der Gleichgültigkeit des Orientalen, der den Valutawert vorzieht, und der Kulturlosigkeit des Europäers, der den Touristenklatsch einkauft, liegt, vergraben unter Plunder, manchmal hier und da eine kleine Kostbarkeit herum. So fand ich eine Kette aus dunkelgrüner Jade, eine gläserne Moscheelampe und nun das breite

Goldarmband. Es war alt und köstlich ziseliert – mein Herz schlug ihm entgegen.

In geheucheltem Gleichmut erkundigte ich mich nach dem Preis. Flugs eilte der Geschäftsinhaber selbst herbei, ein cleverer Bursche um die Vierzig, ölig, wortgewandt und gestenreich. Mr. Fuad (so stellte er sich vor) warf einen prüfenden Blick auf uns, wog das Schmuckstück in der Hand, wackelte nachdenklich mit dem Kopf, blickte uns wieder an, als bezweifele er, daß es sich überhaupt lohne, mit uns über diese edle Seltenheit zu sprechen. Sichtlich zögernd begann er das Stück zu preisen: uralte türkische Arbeit aus dem Nachlaß einer geflüchteten Prinzessin, die es von ihrem mannhaft im Zweikampf gefallenen Verlobten – einem königlichen Sproß – als letzte Gabe erhalten habe. Eine traurige, eine sehr traurige Geschichte. Mr. Fuad seufzte, wir seufzten. Sich mühsam zur Sachlichkeit zwingend, rief er seinen Bruder samt Waage herbei und begann das Armband umständlich zu wiegen, wobei er mir zum Beweis seiner Ehrlichkeit die Gewichte zuerst in die Hand gab: nichts gemogelt, alles echt, echt – 124 Gramm reinstes, lauterstes Gold, 21-karätig, der königlichen Herkunft wahrhaftig würdig!

Diese Erwägungen brachten ihn in Schwung, schwemmen das Zögern beiseite. Von innerem Feuer gepackt, schilderte er die wundervolle Arbeit, die Meisterhand, die hier ein Meisterstück geschaffen habe, das zu jedem Preis geschenkt, ja geradezu weggeworfen sei!

Erschüttert von der eigenen Beredsamkeit hielt er inne. O nein, es sei noch längst nicht sicher, daß er sich von diesem Stück – seit dem Tode seines verehrten Großvaters vor siebzehn Jahren hüte er es als heiliges Familienerbe – überhaupt trennen werde. Er ahne nicht einmal, wie es aus dem Tresor, der es profanen Blicken sonst verbarg, auf den Ladentisch gekommen sei.

Erregte arabische Diskussion mit seinem Bruder, die betrubte Erklärung: kein Geld in der Kasse infolge der

schlechten Saison – wenig Käufer – wie soll das enden? Der Mensch muß leben, nicht wahr? Und doch, und doch: Kann ein Nachfahr das dem Ahn antun, der die Firma gründete?

»Was kostet es?«

Ein gepfeffelter Preis; ich zuckte zusammen. Dem Vollbluthändler gegenüber entging das natürlich nicht, und er schob das Armband vorläufig fast achtlos beiseite. Nur nicht drängen! Liebenswürdig erkundigte er sich, ob ich nicht an etwas anderem Gefallen fände; es gebe so viele herrliche Dinge in seinem erstklassig assortierten Geschäft. Zum Beispiel jene prachtvollen lila Steine dort, alle in schweres Gold gefaßt und von der Spitzenklasse seiner Kundschaft außerordentlich geschätzt.

Es wäre unfein und grob gewesen, auf der Diskussion um das Armband zu beharren. Auf hohen Hockern vor der Theke sitzend, ließen wir Herrn Fuad all seine Ablenkungskünste entfalten. Die lilafarbenen Steine, die wir unterwegs schon öfter gesehen hatten, zeigten die berückende Eigenschaft, bei verschiedenem Lichteinfall die Farbe zu wechseln. Mr. Fuad hielt einen schweren Ring an die Sonne – lila. Auf seinen Wink glitt eine Jalousie herab, und er begann auf einer Anzahl kleiner Schaltknöpfchen Klavier zu spielen: Lichter gingen aus und an, fielen schräg seitlich von oben und von unten auf den Stein – rot, schwarz, blau, schließlich wieder lila – o Raffke-Seligkeit, o Triumph naiver Barbarei! Piloten ausländischer, vornehmlich amerikanischer Maschinen waren seine Dauerabnehmer, und es bedurfte keiner ausschweifenden Phantasie, sich vorzustellen, daß sie daheim reißenden Absatz fanden. Die Dame, die ein Kollier aus *dieser* Kollektion trug, war ohne eigenes Zutun Mittelpunkt, wohin sie kam.

Nichts für uns? Ganz sicher nicht? Wie schade! Freilich kein Anlaß zum Kopfhängenlassen – ein Täßchen Mokka klärt die Gedanken, fegt Müdigkeit und Unlust fort und

stärkt zur nächsten Runde des orientalischen Lieblingssports!

Schon kam ein Tablett mit zwei Täßchen. Mr. Fuad selbst hielt wegen des Ramadan nicht mit. Wir plauderten angeregt. Der Händler war der erste, der uns nicht um den Hals fiel, als er unsere Nationalität erfuhr. Statt dessen erging er sich hymnisch über die Qualität der deutschen Waschmaschinen auf der Ausstellung und den hohen deutschen Lebensstandard, von wo er elegant eine Kurve schlug zum extrem niedrigen ägyptischen Lebensstandard und einer schwachen Möglichkeit, sich deswegen – und nur deswegen – vielleicht doch vom Erbteil seines Großvaters zu trennen. Wir hingegen bewunderten seine strikte Einhaltung der Fastengebote und erkundigten uns nach dem Gewicht des Islams im heutigen Ägypten. Als wir bei diesem Thema diskret auch die Stellung der Frau in seinem Lande streiften, ließ Mr. Fuad uns wissen, daß sie ihn persönlich nur als Trägerin der von ihm gehandelten Schmuckstücke interessiere, wobei er als Kenner und Ästhet Wert darauf lege, jeweils die richtige Frau mit dem richtigen Schmuck zusammenzubringen – jetzt zum Beispiel mich und das Armband. Mit fast verschämtem Lächeln gestand er mir, beiseite sprechend, daß diese gelungene Kombination ihm einen Preisnachlaß von – nun, rund zwanzig Mark oder daherum wert sei.

Ich meinerseits gestand ihm, daß mein Reisebegleiter die Kasse verwalte und mir nie und nimmer mehr als höchstens zwei Drittel des von ihm genannten Preises für ein zwar recht hübsches, aber doch, genau betrachtet, bereits sehr altmodisches und außerdem ziemlich abgegriffenes Armband konzédieren werde.

Das beendete die Diskussion.

Er blickte mich in vorwurfsbeladener Trauer stumm an, wickelte das Armband, nachdem er es liebevoll angehaucht und mit Lappen blank gerieben hatte, in Watte und verstaute es ostentativ in einem Wandtresor. Dann

entfaltete er hektische Geschäftigkeit, indem er, unterstützt von seinem Bruder, alle die vorerwähnten Nofreteten und Kamele vor uns aufmarschieren ließ und jedes einzelne Stück enthusiastisch pries, und zwar um so lauter, je billiger es war. Ohne ein einziges direktes Wort gab er uns zu verstehen, daß für Menschen, die die rare Kostbarkeit seines Armbandes nicht zu schätzen wußten, gipserne Nofretetenköpfe und ausgestopfte Wollkamele gut genug seien.

Natürlich wiesen wir alles entschieden als eine Zumutung an unseren exquisiten Geschmack zurück und rieten ihm, lieber in Ruhe zu erwägen, was er mit dem Geld, das wir für das bei ihm doch nur herumliegende Armband zu geben bereit waren, alles kaufen könnte. Vielleicht sähe er bis morgen seinen Vorteil ein.

Er fragte entrüstet zurück, ob wir ihn etwa verhöhnen wollten? Allenfalls werde er den Abend dazu benutzen, das einmalige, unersetzliche Stück erneut zu kalkulieren, wobei er uns jetzt schon verraten könne, daß der übereilt genannte Preis sich um mindestens fünfundzwanzig Prozent erhöhen werde.

Nachdem auf beiden Seiten mehrere eindrucksvolle »Pfffs« tiefster Verachtung ausgestoßen worden waren, verabschiedeten wir uns kühl und ließen uns von dem nun mürrischen Schlepper aus dem Basar hinausbegleiten.

Als wir anderntags wiederkamen, empfingen uns alle wie verlorene Söhne.

Das Handeln im Orient gleicht dem Schachspiel, das auch von dort zu uns gekommen ist, und kann wie dieses stümperhaft oder mit Brillanz betrieben werden. Natürlich wußten wir das nicht am ersten Tage. Wir begannen zögernd, voller Hemmungen, unsicher, wohin der nächste Schritt uns führte. Mr. Fuad machte es uns insofern leicht, als er überaus liebenswürdig war, nicht knurrig und halsstarrig wie mancher unserer späteren Partner. Hinzu kam

der Mangel an Kunden, der ihm unendliche Zeit für uns ließ. Er hatte keine Eile, und seine Gelassenheit wirkte suggestiv; bald verloren auch wir die Hast und gaben uns ganz dem neuen Sport hin. Freilich heißt Gelassenheit nicht Bierruhe! Wie gute Schachspieler mit angespannten Sinnen den nächsten Zug vorbereiten und jede Regung des Partners genau beobachten, so suchten auch wir die Situation blitzschnell zu erfassen, je nach Laune und Lage der Dinge vom Thema abschweifend oder darauf zurückkommend. Wir spielten uns gegenseitig Theater vor und genossen es tief. Einmal erörterten wir unsere Preise in vier Sprachen und versuchten in lyrischem Auskosten der Wortklänge, der Sprachtönungen, die Gegenseite von der ästhetischen Überlegenheit des eigenen Preises zu überzeugen; aber als Herr Fuad und sein Bruder in die gutturalen Unverständlichkeiten benachbarter afrikanischer Dialekte auswichen, gaben wir uns mit Tränen in den Augen geschlagen. Jede elegante Wendung, jeder Einfall, jede Finte wurde anerkannt und applaudiert, und dabei ging der Handel unendlich zähflüssig weiter; denn die Heiterkeit der Atmosphäre darf nie darüber hinwegtäuschen, daß es um Geld und Geldeswert geht. Für die Verkäufer war der Handel eine Mischung aus Unterhaltung und sehr realem Geschäft, ein Vergnügen, das Profit abwerfen mußte. Sie delectierten sich daran, all ihre geistigen Fähigkeiten, ihren ganzen Witz schillernd vor uns auszubreiten, und genossen die Selbstbestätigung in unserer Bewunderung. Sie liebten die ganz zielgerichtete Psychologie der Frage: Was tun die beiden uns gegenüber jetzt wohl? Wie werden sie reagieren? Sie gaben den Partnern jede Chance zum Gewinn, um sie zum Schluß nur noch grandioser übers Ohr zu hauen.

...

Handeln ist eine subtile Kunst. Es ist durchaus nicht so, daß man jede Forderung mit einem lächerlich niedrigen

Gebot beantwortet und sich schließlich auf der Hälfte einigt! Manche Händler geben nur wenig nach; andere sind weitgehend europäisiert oder haben viel zuviel zu tun oder sind einfach nicht bei Laune. Viele Artikel haben auch feste oder fast feste Preise, und man kann sich gratulieren, wenn man ein paar Piaster herunterhandelt. Markenartikel oder ausländische Ware – Medikamente etwa – sind sogar im Fenster ausgezeichnet. Und je mehr Konkurrenz ein Basarartikel hat, um so weniger flexibel ist sein Preis.

...

Und so stellen wir am Ende unseres Rundganges durch den Basar fest, daß er im Sterben liegt; denn im Augenblick, in dem die Entwicklung aufhört, beginnt der Verfall. Gleichzeitig aber entsteht ein neuer »Basar« in den Einkaufszentren unserer eigenen Städte, unübertroffen in der *Lijnbaan* in Rotterdam, wo Geschäfte aus Licht und Glas und Farben, ineinander verschachtelt, durch überdeckte Wege miteinander verbunden, abwechslungsreich einander zugeordnet sind. Cafés und Restaurants laden zum Verweilen, Springbrunnen, Blumen, lauschige Höfe locken zum Flanieren. Für Autos verboten, bildet sich dicht neben dem strudelnden Verkehr der Weltstadt hier wieder ein Mittelpunkt des schönen, angenehmen Lebens, ein Treffpunkt für Freunde und Bekannte *und* ihre Frauen, Töchter, Freundinnen, der, wie nur je in den besten Zeiten des Basars, die Illusion vom bunten, märchenreichen Überfluß der Welt ausstrahlt.

Will man ohne das Gängelband der Gesellschaftsreise unbekannte Länder kennenlernen, so kann man sich für eine von zwei Möglichkeiten entscheiden:

a) man segelt neugierig ins Blaue und kehrt um, wenn das Geld alle ist (wobei man sich vorsichtshalber von vornherein mit einer Rückfahrkarte versieht); b) man möchte sein Geld wie Kaugummi in die Länge ziehen und trotzdem den abgelegensten Winkel noch durchstöbern; dann

muß man sorgfältig planen.

Ich bin in die erste Kategorie hineingeboren. Nach etlichen mißlungenen Reisen ließ ich mich zur zweiten Kategorie bekehren durch das unwiderlegbare Argument, ein wohlgeplantes Haus sei auch allemal bequemer und geräumiger als ein wahllos-romantisch gebautes – und zudem meist billiger. Überdies – so wurde ich belehrt – beruhe die Abneigung von a) gegen b) fast immer nur auf Faulheit.

Zur Zeit der Orientreise war nach vielen geglückten Planreisen der Widerwille gegen die »Pedanterie« des Planens längst dem Staunen darüber gewichen, welch ein exquisites Vergnügen es monatelang bereiten kann, das Gewirr internationaler Bahn-, Schiffs- und Flugpläne zu entflechten, Grenz- und Zollbestimmungen zu studieren, Währungen umzurechnen, Fahrpreise zu ermitteln und Hotels ausfindig zu machen, die in den gängigen Reiseführern nicht verzeichnet sind. Wie Moltke über dem Schlachtplan von Sedan hockten wir über dem Entwurf unserer Reise, änderten ihn nach jeder Antwort von Reedereien, Fluggesellschaften und Hotels, berücksichtigten alle Erfahrungen, die Freunde und Bekannte auf unserer Route schon gemacht hatten, versuchten, möglichst viele ortsübliche Beförderungsteile einzusetzen (Fallukas auf dem Nil, Dolmusch in Syrien und Libanon), paßten die Dauer des Aufenthaltes individuell unserem Interesse an den jeweiligen Sehenswürdigkeiten an und schoben hier und da als Puffer freie Tage ins Programm. Mit wachsender Befriedigung verfolgten wir, wie unsere Feldherrenkunst die Partikelchen des Puzzlespiels zum lückenlosen Bilde fügte.

Der fertige Plan enthielt auf elf engbetippten Seiten (plus einer Seite Aufschlüsselung der Abkürzungen und farbigen Zeichen) alle Reisedetails über acht Länder (Schweiz, Italien, Griechenland, Ägypten, Sudan, Libanon, Syrien, Türkei), elf Währungen (D-Mark, Lire, Franken,

Drachme engl., lib., syr., türk., ägypt. und sud. Pfund, Dollar), zweiundzwanzig Grenzkontrollen (für mehrfache Aus- und Einreisen), zahllose Transportmittel in allen landesüblichen Schattierungen (Flugzeug, Pullman-Express, Eil- und Bummelzug, Schlafwagen, Straßenbahn, Wüstenbus, Taxi, Dolmusch, Luxusdampfer, Küstentramp, Nilschiff, Falluka, Ruderboot, Esel, Kamel, Pferd) und außerdem Hinweise auf die zu benutzenden Reiseführer und Kunstbücher.

Das fertige Gebilde mit all seinen bunten Unterstreichungen anzuschauen war eine Lust! Kein Generalstabschef kann den scharfsinnig erklügelten Aufmarschplan zur entscheidenden Schlacht mit zärtlicheren Gefühlen wieder und wieder betrachten ...

Der Tag war nicht überladen; sieben Stunden Aufenthalt reichten zur gemächlichen Besichtigung; ein bescheidenes, aber gutes Mittagessen erwartete uns im Bahnhofsrestaurant, und am Abend konnten wir auf der Speisekarte eines der berühmten Luxushotels dieser Erde üppig wählen. Mit solchem Plan reist es sich behaglich. Für Abwechslung sorgt dann der Orient.

»Wandle gemessenen Schrittes!«
Sure 31, Vers 20
(214-216)

Welch eine andere Stimmung herrscht in unseren Wartesälen bei beträchtlichen Verspätungen! Doch der Vergleich stimmte nicht; dies war gar kein Wartesaal – es war Café. Niemand wartete hier, jeder gab sich entspannt dem Nichtstun hin, unterhielt sich mit dem Nachbarn, rauchte, trank Tee, lehnte dösend an der Mauer. Genauso saßen an ungezählten anderen Orten längs des Nils die Männer im Café und genossen, was für viele des Lebens Seligkeit schlechthin bedeutete. Wären die hier Aufgehal-

tenen rechtzeitig am Ziel, so würden sie dort schnurstracks im Café das gleiche tun. Weshalb also murren? Zielhast bedeutet ihnen nichts; ungezielt vergeiten die Tage. Freizeitgestaltung ist für sie kein Problem, sondern eine groteske westliche Wortschöpfung ohne Sinn. Kein Schrebergarten wartet auf sie, kein Fußballplatz, kein Familienleben in unserem Sinne. Ihr Seelenfrieden ist *in* ihnen und nicht leicht von außen zu stören. Wenn man täglich mehrere Stunden auf überfällige Züge warten muß, ist diese Einstellung sicherlich nützlich, nur verhindert sie mit Erfolg jede Änderung des Zustandes. Wo man weder von etwas fortstrebt noch einen Schritt auf etwas zu macht, hat der von der Regierung lautstark verkündete Fortschritt keine wilden Chancen!

...

Ein Reiseplan ist ein Gerüst. Je besser er durchkonstruiert ist, um so mehr Ellbogenfreiheit läßt er einem, um so mehr von jenen Ereignissen können geschehen, die das Reisen spannend und aufregend, mühsam, gräßlich und hinreißend machen. Ein guter Plan erleichtert die *Reisetechnik*; was man auf der Reise erlebt und aus den Erlebnissen macht, das liegt bei jedem Menschen selber. Und es ist gut so.

Sehr oft werden die Enttäuschungen wettgemacht durch angenehme Überraschungen. Das Mittagessen in Edfu, mit dem wir gerechnet hatten, war mißlungen; der nächtliche Blick von der Terrasse des Cataract-Hotels wurde ein ungeplantes Geschenk. Nichtsahnend traten wir hinaus, um noch einmal Luft zu schöpfen, und starteten überwältigt auf die stille silberschwarze Flußlandschaft unter uns. Das Hotel lag auf einem felsigen Steilufer. Tief, tief drunten floß der Nil – *war* dieses in viele schmale Rinnsale aufgespaltene mondsilberne Wasser, in dem große Felsbrocken wie drohende schwarze Riesenkrokodile lagen, jener breite, gemächlich dahinströmende Nil aus Kairo, Luxor, Edfu? Leises Gurgeln und Rauschen füllte die Dunkelheit,

Schaumränder blitzten auf, mit bizarrem Umriss stieß die Insel Elephantine ihre Südspitze in den Fluß. Über uns die funkelnde Sternennacht, um uns die bittersüßen Düfte aus dem Garten, das Murmeln des Wassers, die klare Wüstenluft – ein wohlgeplanter Tag ging wunderbar zu Ende.

...

So fuhren wir fünf Minuten später zur Stadt zurück und jenem Abenteuer entgegen, von dem sich die Enkel der damals jung Gewesenen noch erzählen werden: meiner Haarwäsche bei einem moslemischen Friseur.

Figaros Werkstatt befand sich mitten im Ort, an der Kreuzung zweier breiter und offensichtlich lebhaft begangener Straßen, in einem Eckhaus, dessen beide Außenwände nach Landessitte offen waren. Ein Eckpfeiler stützte das Dach; des Nachts schlossen Rolläden die Öffnungen. Drinnen fiel mein Blick auf einen Spiegel, der umrandet war von bunten Illustriertenfotos mit gepflegten Damenköpfen. Filmstars aus aller Welt gaben sich ein Stelldichein, um – so nahm ich an – die Phantasie des Meisters zu beflügeln.

Dieser war ein Jüngling, fast ein Knabe noch und von der bewunderten Grazie der Wadi-Halfaner, mit Hemd und Hose bekleidet und mit den Zeichen seiner Zunft bestückt: aus allen Taschen und hinter den Ohren schauten ihm Kämme verschiedenen Kalibers hervor. Unser fetter Dolmetscher begann auf ihn einzureden, leise zunächst, dann lauter. Was er sagte, war nicht uns, wohl aber den Passanten verständlich, und es schien sie zu fesseln, denn sie verhielten den Schritt, wandten lauschend die Köpfe in unsere Richtung, schlenderten gemächlich näher.

»Er Lady mach Haar – er kann!« schloß aufatmend der nubische Christopholos, und die Kunde eilte auf den Flügeln des Windes davon. »Lady mach Haar«, flüsterte es, raunte es durch Wadi Halfa. »Weiße Lady bei Selim – er mach Haar«; unhörbar – keine Trommel trommelte es in

die Stille des Mittags, aber der Erfolg hätte bei einem ganzen Musikzug nicht durchschlagender sein können.

Mein Begleiter – die männliche Reaktion erahnend und genüßlich darin einschwingend – hatte sich bereits einen Stuhl gepackt und den Logenplatz am Pfeiler besetzt. Mit erstaunlicher Geschwindigkeit nahmen drei Greise die Zeichen der Zeit wahr. Eben noch hockten sie still vor dem Kaffeehaus nebenan, um eine Nargileh vereinigt, die Düfte der Benommenheit einsaugend, der Welt ringsum verloren – da erhoben sie sich, ohne ein Wort zu verlieren, wie ein Mann, griffen mit der Linken ihre Hocker, faßten mit der Rechten die Henkel der Wasserpfeife und ließen sich neben meinem Freunde schweigend nieder. Am Pfeiler lehnte interessiert der dicke Dolmetscher.

Ich setzte mich beherzt vor den mittleren Spiegel, dessen Rahmen ein farbenprächtiges Titelbild Gina nationales zierte. Figaro warf, hinter mich tretend, einen Blick auf mein Konterfei im Spiegel und das seines Idols daneben und sah ein, daß echte Not mich hergetrieben hatte. Seine Rechte zuckte zum Kamm, und er begann das Stroh auf meinem Kopf zu kämmen.

Er tat es mit Andacht und Geschick; und während er kämmte, füllten sich nach und nach die beiden Wandöffnungen mit all den würdigen Männern, die sonst um diese Zeit auf den Straßen Wadi Halfas, miteinander debattierend, Verkehrshindernisse für die Esel bildeten oder auf den wackligen Rohrstühlen der Cafés vor einem Glas süßem Tee stumme Zwiesprache mit ihrem

Zwerchfell hielten oder zum Einkauf aus den Dörfern hergeritten waren. Still reihten sie sich auf, aus großen dunklen Augen die Ungeheuerlichkeit dieses ersten Damenbesuches bei ihrem Friseur verfolgend. Kein Wort fiel.

Selim hatte mittlerweile das Stroh nach hinten gekämmt und mit zwei seitlichen Furchen versehen. Die linke glich bei einigem Wohlwollen dem Scheitel der Lollo, die rechte dem einer Blondine auf der anderen Spiegelseite.

Der Meister trat einen Schritt zurück, betrachtete kenne-
risch das Werk seiner Hände, sah mich an, sah in die
Runde, sagte lächelnd: »Parfum, please!« und wartete auf
den Ausbruch meiner Begeisterung.

In das preisende Raunen aus dem Parkett sah ich mich
leider außerstande einzustimmen. Selims Freigebigkeit in
Ehren – aber meinen Typ hatte er mit den zwei Scheiteln
doch nicht ganz getroffen.

Durch die Mittagshitze klapperten Eselshufe, eine Fahr-
radklingel schrillte auf: die Kunde vom Geschehen war in
die Randbezirke vorgedrungen und das pp. Publikum eilte
auch von dort herbei, voller Furcht, den Höhepunkt ver-
paßt zu haben.

Wir waren noch weit davon entfernt.

»Parfum, please!« drängte Figaro derweilen und reihte mit
taschenspielerischer Geschicklichkeit Batterien farbiger
Flaschen vor mir auf, die die vereinigten Düfte einer Po-
madenfabrik verströmten und zwischen denen zu wählen
er von mir erwartete. Der Gute – er hatte mich gründlich
mißverstanden. Erneut mußte ihm der Dolmetscher mei-
nen dringenden Wunsch nach einer Haar*wäsche* kundtun,
und zwar langsam und deutlich.

»No parfum«, versicherte ich ihm zwischendurch ein-
dringlich, »*water!*«

Blankes Unverständnis stand in seinen weit aufgerissenen
Augen. Statt Parfum *Wasser?*

Wasser – auf die Haare?

Die Zuschauer, nun schon in zwei Reihen hintereinander,
nahmen das Wort auf, gaben es murmelnd weiter; die drei
Weisen aus dem Nubierland unterbrachen die Produktion
von Blubberbläschen in der Nargileh, um nur ja nichts zu
versäumen, und lange ehe es mir gelungen war, den Über-
setzer von der Notwendigkeit zu überzeugen, meinen
Kopf mit Wasser zu behandeln, und dieser wiederum zö-
gernd und wohl in der Furcht, mich dennoch mißverstan-

den zu haben, mein und sein schlechtes Englisch in unkontrollierbares Arabisch übertrug, klapperten die Eselshufe davon, schrillte die Fahrradschelle auf, wurden draußen Boten ausgesandt, schleunigst weitere Väter, Onkel, Vettern, Freunde herzuholen.

Kopfschüttelnd machte Figaro sich an die Erfüllung meines irren Wunsches. Sein Salon bestand aus einem etwa vier mal vier Meter großen, kahlen Raum, an dessen geschlossenen Wandseiten zwei Borde entlangliefen. An der Breitseite hingen die Spiegel mit den Damenfotos; die Schmalseite war mit Parfümflaschen bestellt. Jetzt erst fiel mir auf, daß nirgends ein Gefäß oder Gerät stand, das nach Wasser oder Wäsche aussah, und ich begann sacht zu wünschen, dem Sudan mit weniger enthusiastischem Vertrauen begegnet zu sein.

Da kam Selim mit dem Wasser. Es befand sich in einer handlichen Klistierspritze.

Die Zuschauer zogen hörbar den Atem ein, als der erste zarte Spritzer auf dem Kopf der exzentrischen weißen Lady landete und von Selim hastig mit dem Kamm ins Stroh geleitet wurde. Spritz – spritz – spritz. Figaro spritzte und kämmte, und jäh ging ihm über dieser Tätigkeit auf, weshalb Wasser gewünscht wurde: Flüssigkeit in solcher Menge veränderte die Substanz unter dem Kamm, zumal dann, wenn etliche Pfund Staub mitspielen. Sowie die Klistierspritze leer war, verwandelte sich unter den faszinierten Blicken des Dorfes der Friseur in einen Bildhauer. Er begann eine fieberhafte Tätigkeit mit großen und kleinen Kämmen.

»Hassan!«

Ein brauner Knirps wand sich zwischen den Beinen der Betrachter zum Ort der Handlung durch. Als ihm der Meister rapide Anweisungen gab, hätte man eine Stecknadel fallen hören können. Hassan flitzte davon, die Fahrradschelle klingelte, die Eselshufe trappelten – hier wie allerorten tobte sich die Jugend in Bewegung aus –, und in

Rekordzeit war der Bote außer Puste wieder da, in der Faust eine Packung acht Zentimeter langer Haarklammern aus den Anfängen der europäischen Bubikopf-Bewegung. Den Wadi-Halfanern fielen beim Anblick solcher Harems-Intimitäten nahezu die Augen aus dem Kopf.

Selim stürzte sich ekstatisch auf die Arbeit, modellierte, kämmte, glättete und zwang die lehmige Masse aus haardurchwachsenem Nilschlamm in Wellen. In schmale Wellen mit hohen, steifen Rändern, je sieben rechts und links vom Scheitel, den er dieserhalb in die Mitte legte. Die Klammern hielten das Meisterwerk fest, mit dem – nach Ansicht des stolzen Schöpfers – selbst Gina nationales Bild keinen Vergleich aushielt. Was ist schon Zeitungspapier gegen selbstgemachtes Pappmaché?

»Now – parfum!«

Moschusduft sollte das Werk seiner Hände krönen, die unerhörteste Leistung, die je ein Friseur in Wadi Halfa vollbrachte. In Wadi Halfa? Ach, was sage ich: in Nubien – im Sudan! Liebevoll fuhren die schlanken braunen Finger über meinen Hinterkopf, hier und da ein widerspenstiges Strähnchen an das Lehmmodell andrückend. Liebevoll fuhr sein Blick über die messerscharfen Wellenkämme, die in der Hitze bereits heller, trockener wurden, um schließlich – wie die nach dem gleichen Prinzip errichteten Fellachenhütten – zu einem recht dauerhaften Gebilde zu erstarren.

»Parfum, please!« drängte der Künstler.

Die Vorstellung, mit einem versteinerten Arrangement aus vierzehn Wellen die Reise fortzusetzen, weckte mich aus meiner Trance.

»No!« keuchte ich, ihm die Moschuspflanze entwindend.

»No – no – no! Water, plenty, plenty *water!*«

Nun begriff Selim wirklich nichts mehr. Seine Lippen bewegten sich krampfhaft, doch erst nach geraumer Weile war er fähig, in die erwartungsvolle Stille einige arabische

Wörter tropfen zu lassen, die dem Effekt nach »noch mehr Wasser« bedeuteten; denn unverzüglich bemächtigte sich der Zuschauer fassungslose Erregung, die sich in an-schwellendem Gemurmel kundtat, in Rufen der vorn Sit-zenden nach hinten, auf die Straße zu, wo die ominösen Worte nicht verstanden worden waren.

»Was hat sie gesagt?«

»Mehr Wasser, hat sie gesagt!«

»Auf die herrliche Frisur?«

»Oh, wer irregeht, der geht irre zu seinem Schaden – Allah rette ihren Verstand!«

Man brauchte die Sprache nicht zu verstehen, um den In-halt zu erraten.

»Weiß sie denn nicht, daß so viel Wasser krank macht? Noch dazu auf dem Kopf?«

»Ach, diese Ungläubigen! Allah versiegelt die Herzen de-rer, die unwissend sind – woher sollte ihnen auch Erleich-terung werden, da sie von der Mutter der Schrift nichts wissen?«

Derweil die Unruhe sich in frommen Sprüchen Luft machte, weitere Esel herangetrabt kamen und die Reihen sich dichter schlossen, fühlte ich die Haare auf meinem Kopf einzeln erstarren.

»*Wasser!*« beschwor ich den immer noch in tatenloser Ver-wirrung dastehenden Meister. Lange Debatten zwischen mir und dem Dolmetscher, dem Dolmetscher und Jung Selim. Es stand spürbar 2:1 gegen mich, und das Publi-kum schlug sich einhellig auf die Seite der anderen, über-zeugt, nie eine schönere Damenfrisur gesehen zu haben. Schließlich obsiegte meine Hartnäckigkeit: Hassan wurde nach Wasser und Seife ausgeschickt.

In der Zwischenzeit kam ein Kamel die Straße herabge-schritten, dessen Reiter freudig bewillkommnet wurde. Er manövrierte sich dicht an die Zuschauerreihen heran und gestattete zwei Freunden, zu ihm auf den Balkonsitz zu klimmen. Das Kamel reckte den langen Hals über die

Köpfe des Publikums weg und blies mir seinen Atem in den Nacken. Vielleicht war es nicht so maliziös, wie es aussah, aber ich fand seine Gegenwart unerfreulich.

Hassan brachte das Wasser in einem Benzinkanister. In Ermangelung eines Waschbeckens zog ich eine winzige Rasierschüssel heran, forderte Selim auf, die Klammern zu entfernen und mir den Kopf nur tüchtig naß zu machen. Trauervoll gehorchte er. Die Seife – billigste Woolworth-Qualität – roch durchdringend nach Veilchen und pappte beim bloßen Anfassen. Nachdem Selim eine kurze Weile die feuchten Haare damit eingerieben hatte, pappte sie auf meinem Kopf. In der aufs neue eingetretenen Stille war nur das Schmatzen des wiederkäuenden Kamels zu hören und ab und zu ein selbstvergessen schwerer Seufzer aus den Reihen der Betrachter.

Figaro – angespornt vom spürbaren glühenden Neid der männlichen Bevölkerung Wadi Halfas – wühlte die glitschige Masse auf dem Kopf der weißen Lady andachtsvoll ineinander. Dabei erfuhr seine Meisterhand anscheinend, daß die Seife dem Material noch größere Geschmeidigkeit verlieh; denn sein Gesicht nahm einen visionären Ausdruck an, der mich beunruhigt nach viel, viel Wasser verlangen ließ. Ohne auf seinen Widerstand zu achten, drückte ich ihm den Kanister in die Hand, der mir seltsam leicht vorkam.

Ein Viertelliter Wasser rann mir über die Haare. Das Schüsselchen mit der Linken unter die herabsickernden Tropfen haltend, versuchte ich, mit der Rechten soviel Sandseifenlauge abzustreifen, wie nur eben möglich war.

Kaum aber begann sich der Rasiernapf mit einer fettig-braunen Soße zu füllen, als Figaro den Kanister bereits wieder niedersetzte und mir gestenreich klarmachte, der Wasservorrat sei hiermit zu Ende. Natürlich stehe mir sein gesamter Vorrat an Parfüm gerne zur Verfügung – ich möchte nur wählen.

Da saß ich nun und hatte außer Nilschlamm und Wüstensand auch noch Veilchenseife im Haar, und alles, was der seit Wochen herbeigesehnte Friseur mir vorschlug, war, mein Haupt mit Moschusöl zu salben!

Verzweifelte Zwiesprache mit dem Dolmetscher, dessen herzliches Lachen sich spürbar zu Verdruß und Vorwurf wandelte. Begriff ich denn nicht, daß dies ein Wüstenland und Wasser darin kostbar war? Gab mir der beste Friseur Wadi Halfas nicht zu verstehen, er sei bereit, mir die Haare zu pflegen, zu verschönern, mit duftenden Essenzen zu beträufeln? Weshalb dann meine dauernde Einmischung – weshalb nicht mehr Vertrauen? »Selim sag, er mach schon!« schloß er halb tröstend, halb zurechtweisend.

Ungeduldig folgte Selim, von einem Fuß auf den anderen tretend, diesem Palaver. Nun stürzte er sich abermals auf meinen Kopf – den ersten Frauenkopf, den er je behandelt hatte und der höchstwahrscheinlich auch der letzte bleiben würde. Wild entschlossen, alle bildgenährten Illustriertenträume bei dieser einzigen Gelegenheit zu verwirklichen, zog er die Klammerschachtel näher heran, kämmte aufs neue drauflos und begann, die seifige Masse unter seinen Händen zu dem zu formen, was sich ein moslemischer Friseur unter einer weiblichen Lockenfrisur vorstellt. Zunge im Mundwinkel, Schweiß auf der Braue und vor Aufregung schnaufend, rahmte er mir Stirn und Wangen mit einem Kranz kleiner Schneckengebilde ein.

Die Zuschauer beugten sich weit vor, jeder Bewegung seiner Hände folgend, jede geglückte Schnecke mit kehligem »Ahhh!« bewundernd. Den Schnecken folgten Rollen – sorgsam Stück für Stück über den Finger gewickelte Lockenrollen, kleinen Würstchen gleich, jeweils mit einer gigantischen Klammer festgeheftet. Als ihm für unten Klammern fehlten, konnte er sie oben schon wieder herausziehen, da der bereits beschriebene Vorgang der Versteinung sie dort überflüssig machte. Ein paar Haare, ein

Stückchen Seife, wenig Wasser, viel Sand und etliche Klammern – was dies Naturgenie aus so bescheidener Zutat zauberte, war faszinierend: von vorne glich ich dem Apollo von Olympia, von hinten einer afrikanischen Braut!

An der Nase des gleichmütig kauenden Kamels vorbei sah ich im Spiegel meinen Freund sich vor unterdrücktem Lachen krümmen und wäre um ein Haar selber laut herausgeplatzt. Gottlob gelang es ihm, das hervorbrechende Gelächter in einen Hustenanfall umzuwandeln, aber mir wurde siedend heiß bei dem Gedanken, daß einer von uns die Fassung verlieren würde – die Rache des halben Sudans drohte uns! Es wurde höchste Zeit zum Aufbruch; und während Selim zum letztenmal mich beschwor, unter seinen Düften zu wählen, schickte ich den Dolmetscher nach einem Taxi aus. Geschwind einsteigen, keine Experimente mehr abwarten, möglichst unauffällig die Stätte von Figaros Ruhm verlassen, im Hühnerstall heißes Wasser bestellen und meinen Kopf mit Rei aus der Tube waschen, waschen, waschen – an nichts anderes vermochte ich mehr zu denken. Frisiert oder unfrisiert war längst nicht mehr die Frage; sauber sein genügte vollkommen.

Auszug aus »Der Zauberer von Amsterdam«

Jan Floris stand im Kabinett und wartete.

Er stand aufrecht und insgeheim nicht wenig stolz da; denn in der Hand hielt er einen Beutel, in dem sieben gute Gulden klimperten. Sieben Gulden für ein Schiffsmodell, die er nun abliefern wollte.

»Ein schöner Anfang«, hatte der Bürgermeister gelobt. »In meinem Dorf muß der Prediger dafür ein Jahr lang jeden Sonntag Gottesdienst abhalten.« Zu reuen schien ihn die Summe keineswegs, da er das bunte Schiff, an dessen beiden Seiten nun in feiner Schnörkelschrift *Suzanne* stand, noch liebevoll bewunderte, als Jan Floris schon mit wohl-erzogener Verbeugung zur Tür hinausging.

Der Junge schüttelte den Beutel: das Klimpfern war eine Musik, die er so nah am eigenen Ohr noch nie vernommen hatte. Goldgulden! In der Kanzlei hätte er sie sein Lebtage nicht verdient, und als Matrose auch nicht. Es stimmte ihn recht nachdenklich. Geld hatte ihm nie etwas bedeutet – nur hatte er auch noch nie welches gehabt. Nun war sein Leben anders. Was früher gewesen war, bestimmte sein Handeln nun nicht mehr.

Gestern abend hatte er es gewagt, lange mit Ahmed zu sprechen und ihm, sehr zögernd zuerst und langsam vertrauter, von dem mißglückten Abenteuer auf dem Wasser erzählt. Dabei hatte er gemerkt, daß es guttat, sich Dinge, deren man sich schämen mußte, von der Seele zu reden. Ahmed hörte schweigend zu; der Rauch der Nargileh kräuselte zum Kaminloch empor; kein Wort des Tadels kam aus seinem Mund. Ahmed schien zu wissen, daß für einen Mann die eigene Scham schlimm genug war. Hin und wieder hatte er genickt, gleichmütig und lediglich zum Zeichen dafür, daß er trotz seines Schweigens lauschte.

So war es gekommen, daß ihm Jan Floris, der *Suzanne* die endgültigen bunten Tupfer gebend, schließlich von seiner Sehnsucht nach fremden Ländern und nach Schlachtenruhm und dem harten Matrosenleben auf See berichtet hatte, von allen seinen Zukunftsträumen, die nur an seiner Schwäche scheiterten.

Zu seiner Verwunderung hatte da Ahmed zu reden begonnen. »Du bist bald stark genug. Ein Winter noch ...« Und hatte nach einer Weile gefragt: »Du willst also fort?« Gleichmütig auch dies.

Dennoch war es eine verwünschte Frage. Methusalem rückte auf dem Krokodil schon wieder ziemlich nah heran; jeden Augenblick konnte es geschehen, daß er ihm aufs neue vertraute und ihm auf die Schultern sprang, weil er das böse Abenteuer vergessen hatte. Methusalem brauchte solche Fragen nicht zu beantworten; aber Methusalem träumte auch nicht vom Ruhm.

»Du bist selber zur See gefahren, Ahmed«, hatte er gedrängt, »begreifst du es denn nicht? Würdest du nicht auch lieber die Welt kennenlernen?«

»Das tue ich ja«, hatte Ahmed erwidert und dazu wunderlicherweise kurz gelächelt und abschließend gesagt: »Diesen Winter wirst du stark werden.«

Ein seltsames Erlebnis! Wieso lernte Ahmed die Welt kennen, wenn er das Haus kaum je verließ? Vielleicht in seinen Träumen? Nein, das gefiel ihm nicht. Er wollte nicht nur träumen. Wenn er stark genug war – – – Ahmed würde ihm helfen, hatte er gesagt. Ahmed hielt seine Versprechen, das wußte man, wenn man ihn ansah. Ob ihn der Zauberer dann wohl gehen ließe? Im Frühjahr, wenn die kleine Jacht für den Herrn Bürgermeister fertig war? Etwas unbehaglich schob er den Gedanken von sich. Bis dahin war noch soviel Zeit.

Mit einemmal fiel sein Blick auf den großen Atlas, der aufgeschlagen auf dem Tisch lag. Seine Augen leuchteten auf, und als strecke das Buch einen Arm aus und zupfe ihn

am Wams näher heran, machte er einen verbotenen Schritt nach dem anderen darauf zu und fand sich unversehens einer wunderbaren Welt aus Linien und Strichen und krausen Namen gegenüber, die er zunächst kaum auseinanderhalten konnte. Zwar hatte er bei den Ausrufern an den Ecken schon simple Weltkarten gesehen und studiert, und wenn er Glück hatte, zeigte ihm ein freundlicher Kapitän im Hafen seine Segelkarten und erklärte sie ihm auch; doch dies schien ihm wie das Fenster in ein Märchenland.

Er beugte sich über den Atlas. Oben lag das Polland, dicht dabei Grönland. »Spitzbergen«, entzifferte er im Glück des Findens laut, glitt mit dem Finger die Konturen der Länder entlang. »Nowaja Semlja!«

Die welthungrigen Augen fuhren so gierig über das Blatt, daß er nicht merkte, wie Simonis de Vleet schon seit geraumer Zeit in der Tür stand und ihn betrachtete. Näherkommend fragte er nun: »Was weißt du von Nowaja Semlja, daß es dich so freut?«

»Kees Potter ist mit dem Admiral van Heemskerk dort gewesen«, erklärte Jan Floris eilig. »Sie haben einen Weg nach Indien gesucht, ohne ihn zu finden. Dabei sind sie ins Eis geraten, im Nordmeer oben, und sind eingefroren und mußten einen ganzen Winter in Nowaja Semlja bleiben. Jetzt weiß ich, wo das ist!«

»Soso, Kees Potter. Der haust doch seit Ewigkeiten an der Kanalbrücke beim Hafen.«

»Nein, nein«, versicherte ihm Jan Floris, »da hat er nicht immer gelebt! Er ist um die ganze Welt gefahren, damals – mit Willem Schouten und Isaac Lemaire, und er erzählt ...« Hochrot unterbrach er sich, weil ihm plötzlich bewußt wurde, mit wem er sich da wie mit seinesgleichen unterhielt.

Der Meister schaute ihn ungewöhnlich milde an und fragte aufmunternd: »Nun, was hat er alles erzählt?«

»Sie sind um die südlichste Spitze von Amerika gefahren,

und Willem Schouten hat sie nach seiner Vaterstadt Kap Hoorn genannt. Er stammt aus Hoorn in Friesland, sagt Kees. Eiskalt ist es dort unten – dennoch heißt die Gegend Feuerland, aber nur, weil die Eingeborenen das ganze Jahr wegen der Kälte viele Feuer brennen müssen, um warm zu bleiben. Kees hat es selbst gesehen. Er weiß fast alles von der Welt!«

»Feuerland?« Simonis ertappte sich dabei, daß seine Finger im schweren Atlas blättern, die Seiten umlegten, bis er das südlichste Amerika fand. »Da liegt es.«

Nun staunte Jan Floris die nackten Menschen in den winzigen Booten an und die vielen Feuerchen, mit denen der Stecher das Land über dem Kap besät hatte; und er rätselte an den schwer lesbaren Namen herum und vergaß darüber den Ort und die Zeit so sichtlich, daß sich Simonis de Vleet an jene erste Begegnung vor den Bildern erinnert fühlte. Heute wie damals fiel ihm die Schrankenlosigkeit dieses Staunens auf. Es staunten ja so wenige Menschen. Nicht die reichen Kaufleute, die zu ihm kamen, weil er ihnen Raritäten bot, mit denen sich prunken ließ – und die teuer waren. Allzuoft fragten sie Ahmed nur: »Wieviel?« und nahmen Kostbares mit, ohne es recht angeschaut zu haben. Auch nicht die Gelehrten, die oft an ihren engen Vorstellungen verbittert festhielten und die Augen gar nicht hatten, um seine Bronzen aus China, die Schattenspiele aus Batavia, die Masken und die Trommeln vorurteilslos zu sehen und zu bestaunen, anstatt sie als Heidenkram und Teufelsgut abzutun. Und dabei waren die, die zu ihm kamen, schon die aufgeschlossensten unter ihresgleichen.

Wieder wurde er an Anthoni van Leeuwenhoek erinnert, von dessen Staunen der Junker schrieb. Sollte es doch so sein, daß dieser Knabe zu ihnen gehörte? Sollte ihm doch sein Instinkt recht geraten haben, als er sich in einer jähen Aufwallung vor fast drei Jahren entschloß, den Waisenknaben zu sich zu nehmen?

In all der Zeit hatte er selten an Jan Floris gedacht und es beunruhigte ihn die Erwägung, vielleicht eine Pflicht versäumt zu haben, indem er ihn so ganz vergaß. Zugleich verspürte er den Wunsch, mehr von diesem Staunen herauszufordern, ein überwältigenderes Staunen in den braunen Augen zu lesen. Wenn er ihm nun sein letztes Experiment zeigte?

Unfug, schalt er sich gleich verärgert. Das hieße eine Idee im ersten Ansturm gar zu weit zu treiben.

Oder doch nicht? Wäre es vielleicht eine Probe für den geistigen Wert des Jungen? Weshalb nicht hoch greifen?

Jan Floris murmelte unterdessen halblaut: »Feuerland« und runzelte die Stirn, bis er der Schnörkelschrift einen weiteren Namen abgerungen hatte: »Kap van Hoorn«. Gleich entstand, beim Klang der eigenen Worte, das Land vor ihm, wie Kees es schilderte: rauh und eisig, mit zahllosen Klippen, die sich, in Nebel gehüllt, tückisch den Schiffen in die schmalen Fahrtrinnen schoben, mit schroffen Landzungen, an denen die Fahrzeuge zerbarsten. Und mit den ewig orgelnden Stürmen um Kap Hoorn.

Je länger Simonis auf den Jungen schaute, der mit der Umgebung auch ihn völlig vergessen zu haben schien, um so stärker lockte ihn der Versuch, ihm etwas zu zeigen, was er selbst erst an diesem Morgen herausgefunden hatte. Und er war es nicht gewohnt, Wünsche zurückzudrängen.

»Kees scheint dir viel erzählt zu haben«, meinte er mit einem letzten Zögern und über sich selbst verwundert, daß er mit einem halben Kind so viele Worte wechselte.

Jan Floris schlug die glänzenden Augen voll zu ihm auf. »Ja«, sagte er begeistert, »und hier kann man sehen, was er erzählt!«

Sehen! Das erledigte seine Zweifel. Er wandte sich entschlossen um, fast rauh über die Schulter zurückwerfend:

»Komm mit!« und ging die Stufen zum anderen Haus voran.

Jan Floris, der bis jetzt nicht einmal seine Gulden losgeworden war, riß sich widerstrebend vom Atlas los. Ihm in das geheimnisvolle Haus nachfolgen, das er noch nie betreten hatte?

Langsam stieg er die Stufen hinan, schob sich durch die halb geöffnete Tür und stand unvermittelt in einem dämmrigen Saal, der sich von der Straße bis zum Hof in voller Tiefe des Hauses erstreckte, größer als Laden und Kabinett zusammen und viel, viel höher. Goldgepresste Ledertapeten bedeckten die Wände; von der holzgetäfelten dunklen Decke hingen drei mächtige flandrische Kronen herab. Vor dem Kamin, der über Tag nicht brannte, stand ein japanischer Paravent, glatter noch und fehlerloser als derjenige der Bürgermeisterin. Das eindrucksvollste Zimmer war ihm bislang der Prunksaal des Vorstandes im Waisenhaus gewesen; nun kam er ihm steif und kalt und unbelebt vor.

Dieser Saal hingegen bebte von geheimem Leben. Oder war er selber es, der bebte? Neugierig strichen seine Blicke umher, stibitzten schnell, was sich erfassen ließ. Wer wußte, ob er je wieder die Gelegenheit erhalten würde?

Statt der feierlichen Bilder längst verstorbener Vorsteher hingen hier große Karten an den Wänden. Tische mit Gerätschaften standen da, Merkwürdigkeiten füllten die Borde, überall gab es Stöße von dicken Büchern, selbst auf den Teppichen stapelten sie sich. Und was auch immer dalag oder -stand: es sah angefaßt aus, als nehme es der Meister täglich in die Hand.

Die Karten zogen ihn am meisten an. Seltsam geformte Länder schienen es zu sein. Länder? Ein paar zögernde Schritte, und er fuhr erschrocken zurück: das waren keine Länder! Scheußliche Gebilde waren aufgezeichnet – eine aufgequollene rote Blase mit Gängen und Knorpeln, die

wie von einem scharfen Messer entzweigeschnitten war; und was stand darunter? »Das menschliche Herz?« Wahrhaftig! Auf den Innenflächen seiner Hände fühlte er klebrigen Schweiß ausbrechen. Ein Herz? Ein aufgeschnittenes Menschenherz? Und daneben auf dem Bord, dieser faustgroße Klumpen, der in trüber Flüssigkeit in einem Glase schwamm – war das etwa auch ein Herz?

Nun zuckten seine Blicke hierhin, dorthin, vermochten nirgends zu verweilen. Riesige Spinnenbeine erkannte er auf anderen Karten, gigantische Raupen, Augen, die ihn stier anglotzten. In vielen weiteren Gläsern ringelten sich Schlangen, quollen schwammige Gebilde auf. Über dem Kamin stand ein Haufen Flaschen beisammen, darin waren giftiggrüne, violette und fahlbraune Flüssigkeiten; in Töpfen und Tiegeln befand sich angetrockneter Brei und graues Pulver und ein Geschling, das nach toten Regenwürmern aussah. Zwischen Neugier und Grauen schwankend, erblickte er Reihen aufgespießter Schmetterlinge und Käfer vor sich, ausgestopfte fremde Vögel mit gebogenen Schnäbeln. Und als er eben hilfesuchend nach Meister Simonis Ausschau hielt, starrte er geradewegs einer scheußlich mit Nägeln bespickten Maske in die hohlen Augenlöcher.

Vor ihm lagen auf einem Tischchen, zwischen Papier und Gänsekielen, kleine Scheren, Zangen, dünne Messer. An einem schmalen Stilett klebte rostbraun angetrocknetes Blut.

Nun wurde ihm langsam die Kehle eng, und die Nase wehrte sich gegen die dumpfscharfen, absonderlichen Gerüche im Raum; und überdies erinnerte er sich plötzlich, daß das schmale Fenster zur Straße hin jenes sein mußte, aus dem Pietje blaues Feuer hatte hervorflammen sehen.

Ein Zauberzimmer! Wie war es nur geschehen, daß seine Angst vor dem Zauberer mit den Monaten eingeschlum-

mert war, bis er den Meister Simonis fast gedankenlos einen Zauberer genannt hatte, ohne sich dabei zu fürchten? Wie kam es nur, daß er selbst jetzt mehr neugierig als furchterfüllt war?

Kam es daher, daß der Meister ganz unbekümmert neben dem breiten Fenster zum Binnenhof stand und eben mit der Linken ein silbernes Rohr, das schräg in einem Ständer hing, dichter an den Sonnenstrahl heranschob, während die gelblichen Finger der Rechten nach einer feinen Pinzette griffen?

Lag es daran, daß die Sonne in den Raum schien? Jedenfalls gab die Sonne Jan Floris ein gut Teil seiner Zuversicht zurück; denn jedermann wußte ja, daß der Teufel vornehmlich im Dunkeln wirkt. Die Hand mit der Pinzette weckte überdies eine Reihe dringlicher Fragen in ihm. Werkzeug war zu Praktischem da, man *tat* etwas damit, wie er aus eigener Erfahrung wußte. Welch einen kuriosen Gegenstand mochte der Meister wohl nachbauen?

Die Wißbegier trieb ihn unaufhaltsam vorwärts, und bald war er nah genug herangekommen, um zu sehen, wie Simonis de Vleet mit der Pinzette eine tote Fliege aufpickte, eine ganz gewöhnliche tote Stubenfliege, von denen mehrere auf einem Blatt Papier neben dem Gestell lagen. Die Fliege schob er auf ein Stückchen Glas und hantierte umständlich daran, bis er beides unter das Rohr praktizierte.

Vor soviel Unverständlichem nun doch erzitternd, wartete Jan Floris darauf, daß es gleich zischen oder stinken oder knallen werde. Statt dessen beugte der Meister sich nur tiefer über das Rohr und preßte ein Auge auf die obere Öffnung. Jan Floris sah, wie ihm zwischen dem anderen Auge und dem Winkel des Mundes ein feines Zucken hinlief, das erst aufhörte, als er nach einer Weile: »Das ist es!« hervorstieß und schnell aufsah.

Ein fremdartiges Feuer erleuchtete seine Augen von innen her, ein Glanz, so geheimnisvoll wie Pietjes blaues Feuer;

nur jagte es einem keinen Schrecken ein, sondern zog einen näher heran, hielt einen fest, daß man immerzu hinschauen mußte.

»Sieh her!«

Jan Floris nickte benommen. Mit einem furchtsamen Atemzug näherte er sein Auge dem Rohr, auf das der Meister wies, und drückte es zögernd dagegen. Sehen konnte er nichts.

Beim zweiten Versuch fuhr er wie gestochen zurück und rieb sich das Auge; denn ihm war, als sei etwas Spitzes hingesprungen. Aber auch zu fühlen war nichts.

Vor dem Fenster sprang Sötje von einem Ast des kahlen Apfelbaumes auf den Brunnenrand.

Simonis schob den Jungen ungeduldig beiseite und beugte sich selber wieder übers Mikroskop, justierte die Linsen neu, zog ihn dann mit steigender Heftigkeit abermals heran. »Siehst du denn nichts?«

Getrieben vom fordernden Ton der Stimme und vom aufkeimenden eigenen Drang, zu entdecken, was die silberne Röhre enthielt, drückte Jan Floris zum drittenmal ein Auge an die Öffnung. Die Berührung mit dem kühlen Metall gab ihm den Mut zurück; was man fassen und fühlen konnte, ließ sich schließlich auch begreifen; soviel hatte er über die sonderbaren Dinge im Haus des Meisters Simonis bereits gelernt.

Da sah er mit einem Male auch was!

Sah Affen. Lauter Affen auf lauter Brunnenrändern, winzige Geschöpfchen, alle in der gleichen Haltung – nebeneinander, übereinander, ein wenig schräg auch gegeneinander gestellt, hell im Sonnenlicht. Und ein jedes führte mit der Vorderpfote eine Haselnuß zum Mund.

Fassungslos blickte Jan Floris von der Röhre weg. Da saß in voller Lebensgröße und allein Sötje auf dem Brunnenrand im Hof und knabberte an einer Nuß. Und wie sich das Auge der Röhre wieder näherte, saß er gefangen darin, winzig zusammengeschrumpft, gefangen und gleichzeitig zwanzigfach vermehrt ...!

Simonis betrachtete ihn unruhig. Hundertsechzigmal stärker als das Menschenauge, dachte er, die stärksten Linsen, die es auf der Erde gab. Nur Anthoni van Leeuwenhoek besaß gleich starke, nur er konnte auch in einem Fliegenauge ein vielfach gebrochenes Abbild der Welt betrachten. Wo blieb von dieser Ungeheuerlichkeit der Schrei, den er erwartet hatte – jener Schrei, den er selber diesen Morgen angesichts des Wunders unter der Linse da ausgestoßen hatte? Ein Fliegenauge, man bedenke: ein Fliegenauge, nadelkopfwinzig, und darin – zwanzigfach! – die Welt rundum gespiegelt ... Er spürte, wie ihm der Atem kürzer ging vor soviel Herrlichkeit, und spürte zugleich, wie die alte Bitternis in ihm hochstieg. Ein Narr war er, der seine Perlen vor die Säue warf.

»Nun?«

Jan Floris fuhr zusammen, befeuchtete die trocken gewordenen Lippen. Da saß Sötje immer noch auf dem Brunnen und warf eben in weitem Bogen die Nußschale fort. Wie paßte das nur zueinander? Schon wollte er fragen, schlug er die Augen zum Meister auf, als er wie einen Schwall die umgeschlagene Stimmung gegen sich anbranden fühlte und dennoch die benommene Frage, die ihm von den Lippen sprang, nicht mehr zurückzuhalten vermochte.

»Seid Ihr – seid Ihr denn *doch* ein Zauberer?« fragte er.

Nachwort

Ursula Bruns' Werk ist ein rezeptionsgeschichtliches Phänomen. Mehrere ihrer rund 30 Bücher wurden verfilmt und die Gesamtauflage dürfte sich bei etlichen 100.000 Exemplaren bewegen. Mit dem Jugendbuch *Dick und Dalli und die Ponies* (1952) landete sie einen All-Time-Klassiker, der es auf über 30 Auflagen brachte und noch heute, fast 70 Jahre nach Erscheinen, im Buchhandel präsent ist.

An der westfälischen Literaturforschung zog all dies weitgehend unbeachtet vorüber, auch der enorme Erfolg von *Dick und Dalli und die Ponies*. Ein Indikator hierfür ist die Kulturzeitschrift *Westfalenspiegel*, die seit 1951 das literarische Geschehen in Westfalen aufmerksam verfolgte. Im Gegensatz zu anderen JugendbuchautorInnen der Zeit – wie Heinrich Maria Denneborg oder Josef Reding – findet Ursula Bruns in dem Monatsmagazin keine Berücksichtigung. Dieses Manko möchte das vorliegende Lesebuch wettmachen, mit Hinweisen auf eine Autorin, deren literarisches Potenzial nicht unterschätzt werden sollte (ein Mangel, der Kinder- und JugendbuchautorInnen noch immer anhaftet).

Was machte Ursula Bruns bei jungen Leserinnen und Lesern so beliebt? Die Frage ist nicht leicht zu beantworten, weist ihr Werk doch sehr heterogene Züge auf. Ein bestimmender Faktor ist sicherlich, neben der Fokussierung auf die Themen Pferde- und Tierwelt, ein sicheres Gespür der Autorin für Situationskomik. Sie schaute unmittelbar ins Herz ihrer ProtagonistInnen, stellte Konflikte lebensecht und doch mit versöhnendem Humor dar und fand auch bei ihren ernstesten Stoffen den richtigen Ton.

Die Botschaft ihrer Texte mag aus heutiger Sicht eindimensional und altbacken erscheinen – ihr Plädoyer für menschliche Werte wie Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Fleiß,

Sparsamkeit –, sie kommt jedoch nie altbacken und mit erhobenem Zeigefinger daher, sondern ist in Handlungszusammenhänge eingewoben, die offensichtlich den Nerv ihrer vermutlich bevorzugt Leserinnen trafen. Dabei kommt die Kritik nicht zu kurz. Moniert werden die Folgen der Leistungsgesellschaft, allgegenwärtiger Kommerz und das Verkümmern menschlicher Eigenschaften wie Toleranz und Nachsicht.

Nach einer nur rund zehn Jahre währenden Phase als erfolgreiche Jugendbuchautorin – es folgte als Nachzügler nur noch *Der Zauberer von Amsterdam* (1964) – wandte sich Ursula Bruns ihrem Herzensprojekt zu, einer Reform der damals gängigen Reitmethodik und Pferdehaltung. Ihre belletristische Tätigkeit rückte mehr und mehr in den Hintergrund zugunsten von Fachliteratur zu Themen rund ums Pferd.

Ursula Bruns war eine ungemein produktive Autorin. Dies zeigt die Zahl der Einträge in der Deutschen Nationalbibliothek. Sie führt – Stand Februar 2021 – 133 Publikationen von Bruns auf sowie 17 weitere Titel, an denen sie beteiligt war (Nachdrucke und Neuauflagen mit eingerechnet).

Debütiert hatte Bruns 1948 mit literarischen Übersetzungen. Auf eine Übertragung von Oscar Wildes *Das Gespenst von Canterville* folgten in den nächsten 18 Jahren mindestens 29 weitere Übersetzungen, die alle Spielarten der Literatur einschließen, vom Krimi, Abenteuerbuch und Historienschinken bis zu Titeln aus dem Bereich der Tierkunde. Mit dieser Tätigkeit erkaufte sich Bruns, zumindest in den Anfangsjahren ihres Schreibens, ein Stück persönliche Freiheit. Die am 1. September 1922 in Bocholt geborene Autorin hatte nach dem Besuch des Lyzeums zunächst in ihrer Heimatstadt eine Lehre in der elterlichen Drogerie absolviert. Diese Tätigkeit befriedigte sie jedoch nicht. Sie machte ihre Liebhaberei zum Beruf und ließ sich zur Reitlehrerin ausbilden. Nach dem Krieg studierte

sie in Bonn Literatur und Kunstgeschichte und begann, vermutlich, um durch Auftragsarbeiten ihren Lebensunterhalt zu sichern, mit der erwähnten Tätigkeit als Übersetzerin. Hierüber entdeckte sie ihre eigene schriftstellerische Ader. Durch ihre Übersetzungstätigkeit fand die Autorin schon früh einen Zugang zum literarischen Markt und zu renommierten Verlagshäusern wie Herder, Bertelsmann bzw. Mohn und Albert Müller mit Sitz in Rüslikon-Zürich, in denen später ihre belletristischen Titel erschienen. Ihren Wohnsitz am Rhein behielt die Autorin zunächst bei, erst später kehrte sie ins Münsterland zurück.

Gleich ihr Romandebüt *Hindernisse für Huberta* war ein Erfolgsbuch. Es erschien bei Herder und brachte es dort in 16 Jahren auf 10 Auflagen, bevor der Titel zum Arena Verlag (2 Auflagen) und zum Engelbert Verlag (2 Auflagen) wechselte. Schon dieser Titel weist die Autorin als souveräne Erzählerin aus, die das Handwerkliche des Jugendbuchgenres anscheinend mühelos beherrschte. Der Titel führt die Leserschaft auf den westfälischen Reiterhof Schulze Westrup, der, wie es heißt, seit Jahrhunderten erfolgreich Pferdezucht betreibt.

Die Stimmung ist bestens. Es ist Hochsommer und endlich Ferienzeit. Besonders die 13-jährige Huberta kann ihr Glück kaum fassen. Aufgrund ihrer guten Zeugnisnoten erfüllt ihr Vater ihr einen Herzenswunsch: Sie bekommt einen Araberhengst geschenkt. Und der ist ein Naturtalent im Springreiten, was Hubertas Freund, dem 17-jährigen Felix, Pferdenarr wie sie, gleich auffällt. Weitere Figuren sind Hubertas Freundin Uschi, ein Stadtkind, das wie Felix die Ferien auf dem Westrup-Gestüt verbringt, sowie Hubertas resolute, »typisch westfälische« Großmutter Trüken. Die Kinder gründen eine Bande und beschließen, dass Huberta und ihr Pferd Muschik an einem Reitturnier teilnehmen sollen, das in einigen Wochen die große Stadtattraktion bildet. Ausgerechnet Huberta, die

über keinerlei Erfahrungen im Springreiten verfügt, soll den Sieg erringen. Und das ohne Wissen der Erwachsenen, die gegen ihre Teilnahme sicherlich Einwände erhoben hätten.

Man baut einen provisorischen Springparcour und beginnt nachts heimlich mit dem Sprungtraining. Doch man hat die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn der stolze Hengst verspürt keinerlei Lust, zwischen geklauten Bohnenstangen das Springen zu erlernen. Weitere Frusterlebnisse stellen sich ein, eben die im Buchtitel erwähnten »Hindernisse für Huberta«. Natürlich schafft Huberta, der es lange an Selbstvertrauen fehlt, das Wunder und steht schließlich als Siegerin auf dem Podest, wobei sie sogar ihren Vater, einen Pferdeprofi, aussticht und auf den zweiten Platz verweist. Die Siegetrophäe, ein kostbarer Sattel, drückt Huberta Felix als Dank für seine Unterstützung in die Hand, begleitet von einem Kuss auf die Wange – sie nähert sich allmählich dem Teenageralter.

Hindernisse für Huberta ist eine turbulente, stimmungreiche Jugendkomödie mit originellen Charakteren und etlichen wohlgesetzten Spannungsmomenten, zu denen zum Beispiel der Fund exotischer Kostüme in einer Truhe auf einem Dachboden gehört. Wir lernen eine heile Welt mit nur gelegentlichen Störgeräuschen kennen. Diese hat vor allem Huberta auszubaden. Sie ist durchaus keine robuste Natur, sondern eher ein zartes, ständig vor sich hinräumendes Wesen, das lernen muss, die Härte der Realität zu meistern. In ihrem Fall heißt das: Ihre Launen zu zügeln, Eitelkeiten abzulegen und illusorische Wunschträume ad acta zu legen. Letztlich, so erfährt sie, verhelfen nur hartes Training und klares, zielgerichtetes Tun zum Erfolg. Da helfen auch keine Tränen oder Wutausbrüche. Immer wieder ist es Felix, der Huberta auf den Boden der Tatsachen zurückholt. Jener wird von seinem Vater ermahnt: »Sieh zu, daß du ein tapferer Kerl wirst, und merk dir –

Reiter müssen anständig sein, innerlich ...« (S. 148). Felix' Vater hatte seinen Sohn schon früh dazu angehalten, »auf dem Pferd nichts durchgehen lassen. Zuerst kam immer das Pferd, dann nochmal das Pferd und auch dann der Reiter noch lange nicht. Unangenehm aber richtig – das sahen sowohl Felix als im Grund auch Huberta völlig ein.« (S. 73) Der Lobpreis des Pferdes als edles Geschöpf mit eigener Gefühlswelt kulminiert in dem Satz: »Pferde waren doch Prachtkerle.« (S. 174)

Auch das Stadtkind Uschi besteht seine Lektion. Es lernt auf dem Bauernhof ein Leben kennen, das so gar nichts mit ihrer streberhaften Art und besserwisserischen Belesenheit zu tun hat. Nach einem Familienausflug ins Venn heißt es: »Für Uschi waren das aufregende Neuigkeiten. Wieviel man nicht wußte, wenn man nur mit zwei alten Frauen aufwuchs!« (S. 159)

Nebenbei wird man durch die Lektüre ausführlich in Pferdekunde unterwiesen, die aber nicht aufdringlich vermittelt, sondern gleichsam durch die Hintertür eingeschleust wird. Bei allem Realismus ist jedoch nicht zu verhehlen, dass sich das Geschehen in einer idealisierten, künstlichen Welt abspielt. Die Zeit scheint still zu stehen, die Arbeit auf dem großen, stattlichen Gehöft wird – wie selbstverständlich – auch in den 1960er Jahren nicht mit Traktoren, sondern mehrspännig mit Pferden verrichtet. Huberta belehrt Uschi: »Pferde braucht man doch überall: Milchwagen, Gemüsewagen, Transport und überhaupt eben überall«. (S. 64) Auch bei den Neuauflagen bis 1980 nahm niemand an solchen romantisierenden Anschauungen Anstoß.

In *Hindernisse für Huberta* treffen wir auf eine Pädagogik, die sich wie ein roter Faden durch das Werk der Autorin zieht. Auf dem Gutshof geht es hart, aber herzlich zu. Man lebt naturnah, liebt deftige, schmackhafte Kost und die 13-jährige Huberta darf auch schon mal einen Schnaps trinken. Vor allem aber lautet das Prinzip: Ordnung muss

sein, Traditionen müssen bewahrt werden. Mit der aufmüpfigen Welt einer Astrid Lindgren hat das alles nur bedingt etwas zu tun. Autorität wird nicht in Frage gestellt, sondern als identitätsstabilisierender Faktor herausgestellt.

Bereits ein Jahr später, 1951, erschien, wiederum bei Herder, *Wohin mit Fritz? Eine Geschichte von Mädchen, Hunden, Berlinern und einem Terrarium*. Im Mittelpunkt steht die sechzehnjährige Adelstochter Beatrix von Heyse-Schöngallen. Sie wurde nach dem Zweiten Weltkrieg von ihrem Gutshof im Mecklenburgischen vertrieben, wo sie, inmitten von Natur und Tieren, eine unbeschwertere, glückliche Jugend verlebt hat. Ihr Vater, ein ehemaliger Professor aus Greifswald, ist wie sie ein Tiernarr und hat ein Buch über Hunderassen geschrieben, das Huberta fast auswendig kennt. Nun kommt Trix bei Onkel Leopold und ihrer Tante Albertine in einer Stadt am Niederrhein unter. Anfangs ist sie schwer traumatisiert, kapselt sich ab und verweigert jeden menschlichen Kontakt. Mitverantwortlich für ihr Trauma ist der frühe Tod ihrer Mutter nach langer, schwerer Krankheit und der Umstand, dass ihr Vater in russischer Kriegsgefangenschaft verschollen ist.

Ihr Onkel und ihre Tante bringen ihr keinerlei Sympathie entgegen. Das gilt anfangs auch für Trix' Mitschülerinnen, die sie wegen ihrer Haarfarbe als »die Rote« verspotten. Außerdem leiden sie darunter, dass »die Neue« rasch die Klassenbeste ist. In der Stadt reden alle nur mit Abscheu von den Vertriebenen, die man als »Unwillkommene« und »Verachtete« (S. 223) am liebsten verbannt hätte.

Trix' einziger Trost ist ihre kleine Dogge Fritz, die sie auf ihrer Flucht mitgenommen hat. In ihrem neuen Lebensumfeld ist jedoch zunächst kein Platz für das Tier, das von Trix' Tante gequält wird. Trix empfindet ihre neue Fami-

lie als »widerlich« (S. 261), besonders die Teeegesellschaften ihrer Tante, eine, wie sie spottet, Versammlung »alter Schachteln« und »Schreckschrauben« (S. 261).

Der Roman schildert, wie das junge Mädchen Schritt für Schritt Selbstbewusstsein gewinnt und ihren eigenen Weg findet. Das anfangs düstere Zeitgemälde hellt sich zunehmend auf. Die Außenseiterin wird Teil der Schülergemeinschaft und gewinnt ein anderes Flüchtlingskind, den Berliner Gustav, zum Freund. Die Tierliebe schweißt die Gruppe zusammen. Man erbaut gemeinsam auf einem Gasthof ein großes Terrarium und beweist überdies Geschick bei der Hundedressur.

Im Gegensatz zu ihren Mitschülerinnen, die in wohlbehüteten Elternhäusern aufwachsen, muss sich Trix alles selbst erarbeiten. Als Nachhilfelehrerin verdient sie ihr erstes eigenes Geld. Sie nutzt dies, um ihre Rolle als »hässliches Entlein« abzustreifen. Für sie heißt das: Fort mit den grauen, altbackenen Kleidern, die ihr die streng konservative Tante aufnötigt, und hin zu einem frischen, modischen Look mit kesser Pagenfrisur. Trix zieht bald auch die Blicke der Männer auf sich, besonders die des jungen Reporters Justus Wölk – eine Liebesbeziehung bahnt sich an. Als sich dann noch Trix' verstorben geglaubter Vater zurückmeldet und als Kriegs-Spätheimkehrer sein Kommen ankündigt, ist ihr Glück vollkommen. Sie hat ihre neue Heimat gefunden und ist menschlich bei sich angekommen, ein glückliches, allseits akzeptiertes junges Fräulein, über das es heißt: »Sollte man es für möglich halten, daß dies strahlende, übermütige Wesen da draußen der gräßlich eckige, verschlossene Backfisch von vor zwei Monaten ist?« (S. 279)

Bruns erzählt eine Coming-of-Age-Geschichte, die mit gut 400 Seiten etwas breit ausgewalzt ist und die – wie schon im *Huberta*-Roman – ein Loblied auf Fleiß, Verantwortung und Tugend singt. Anders als in *Hindernisse*

für Huberta ist diesmal der historische Hintergrund differenzierter ausgeleuchtet. Realismus und Fiktion halten sich die Waage. Trix steht in der unmittelbaren Nachkriegszeit zwischen der verbitterten und zugeknöpften Generation der Älteren und einer jungen Generation, die die mentalen Folgen des Kriegs durch Amüsement verdrängt bzw. ignoriert. Das Idealbild gibt für die Schülerinnen eine Fabrikantengattin ab, die zigarettenrauchend, modisch aufgeschlossen und weltzugewandt der Gegenwart mit ironischer Offenheit gegenübersteht. Über sie heißt es: »Und niemals verspottete sie andere, immer sich selbst.« (S. 282) Tante Albertine ist hingegen eine wachstarre, verbohrte Person, der äußerer Schein über alles geht. So wächst Trix in einem »vermotteten, dumpfen Haus« auf (S. 214), in einem »Netz von Heuchelei und Lüge« (S. 264), was sie zu dem Stoßseufzer veranlasst: »Ach, wie sie diese Kleinstadt haßte« (S. 128) Das Gegenbild zur bornierten »feinen Stadtgesellschaft« ist Gustavs Mutter Olga, einst eine Köchin, die sich nun als Putzfrau verdingt. Sie lebt mit ihrem Sohn in armseligsten Verhältnissen in einer Schrebergartensiedlung. Trix schätzt an Olga, dass sie »keine Spur von Verlogenheit und Wichtigtuerei« an den Tag legt (S. 172), also eine »ehrliche Haut« ist – eine Tugend, auf die es besonders ankommt. *Wohin mit Fritz?* war ebenfalls ein Erfolgstitel und kam auf sieben Auflagen.

Bruns' drittes Jugendbuch, *Dick und Dalli und die Ponies* (1952) gab die Vorlage für den ersten Film der legendären »Immenhof«-Sage, »Die Mädels vom Immenhof«, ab, einen der beliebtesten deutschen Heimatfilme. Die Teenager-Lovestory auf einem Pferdegestüt in Norddeutschland konnte mit Starbesetzung aufwarten. Heidi Brühl, Paul Klinger, Paul Henckels, Margarete Haagen – sämtlich Namen, die Filmgeschichte schrieben.

Der Film, gefolgt von »Hochzeit auf Immenhof« und »Ferien auf dem Immenhof« erfreut sich bis heute großer

Beliebtheit, was schon darin zum Ausdruck kommt, dass es in Malente in Holstein ein eigenes, gut besuchtes Immenhof-Museum gibt. Das Besondere an diesem Heimatfilm war, dass diesmal, anders als bei vergleichbaren »Klassikern« (*Schwarzwaldmädels*, *Tausend rote Rosen blüh'n*, *Verlobung am Wolfgangsee*, *Weißer Holunder*, *Wenn die Alpenrosen blüh'n* ...), nicht die Alpen- und Bergwelt die Kulisse abgab, sondern die norddeutsche Heide. Um den Film herum entstand ein regelrechter Mythos. In einem aktuellen Ranking *Die besten Heimatfilme der 1950er*¹ belegt der Debütfilm Platz vier hinter *Ich denke oft an Piroschka* mit Liselotte Pulver und zwei *Sissi*-Filmen. In der inhaltlichen Bewertung steht *Die Mädels vom Immenhof* sogar auf Rang zwei, lediglich vom *Piroschka*-Film übertroffen.

In den 1970er Jahren kamen dann die erwähnten weiteren Filme der *Immenhof*-Trilogie hinzu. Regie führte erneut Wolfgang Schleif, einer der renommiertesten deutschen Regisseure jener Jahre. Ursula Bruns lieferte allerdings nur für den Debütfilm die Vorlage, anschließend verselbstständigte sich der Stoff und wurde von anderen fortgeführt. Das gilt etwa für eine ZDF-Familienserie mit dem Titel *Immenhof* aus den Jahren 1993 bis 1995, die inhaltlich nichts mehr mit dem Originalroman zu tun hat. Im Januar 2019 kam dann, ebenso frei bearbeitet, *Immenhof – Das Abenteuer eines Sommers* in die Kinos.

Der Film *Die Mädels vom Immenhof* weist kaum Parallelen zur Buchvorlage auf. Die Handlung spielt im Sommer statt im Winter und bietet damit andere landschaftliche Kulissen. Der Handlungsort hat ein hochherrschaftliches Aussehen. Die Verwalterin des Hauses ist nicht Tante Mathilde, sondern die Großmutter. An die Stelle der etwa 40-jährigen Mathilde ist die 26-jährige Angela getreten,

¹ <https://www.moviepilot.de/filme/beste/genre-heimatfilm/jahrzehnt-1950er>

mit der Major Roth vom Nachbarhof anbandelt. Jenes Forsthaus Dodenau ist kein heruntergekommener »Schuppen« (wie in der Buchfassung), sondern ein stattliches Anwesen. Der Hauptunterschied aber besteht darin, dass die Mädchen im Teenageralter sind: Die 10-jährige Dick wurde im Film um sechs Jahre älter gemacht, während Dalli nach wie vor 13 Jahre alt ist. Der Impetus von Ursula Bruns, eine Geschichte über die damals noch weitgehend unbekannt und teilweise verspotteten Islandponies zu erzählen, ist vollständig in den Hintergrund gerückt. Stattdessen bietet der Film – musikalisch umrahmt – seichten, heimatümelnden Kitsch.

Dick und Dalli und die Ponies wurde bis in die 1990er Jahre immer wieder neu aufgelegt. Allein bei Herder kam es zu 30 Auflagen, bei dtv als Taschenbuch zu zehn weiteren. Eine Neuauflage erschien 2008 im Ravensburger Buchverlag. Hinzu kommen Übersetzungen ins Englische, Italienische, Niederländische und Schwedische – ein wahrer Dauerbrenner also.

Die Handlung des Jugendbuchs beginnt damit, dass ein »Onkel Theo von nebenan« mächtig über Ponies lästert. Sie seien bloß eine Spielerei und Luxus für reiche Leute, speziell für spleenige Amerikaner. Solche Vorurteile will die Erzählerin, die selbst ins Geschehen eingreift, nicht auf sich sitzen lassen. Sie entschließt sich kurzerhand, selbst ein Buch über Ponies zu schreiben. Und in dem spielen Dick und Dalli, zwei Waisenkinder, die bei ihrer erwähnten Tante Mathilde auf einem Immenhof aufwachsen, die Hauptrolle. Während ihre Tante einigermaßen geziert auftritt, ist die Großmama eine »patente« Frau. Ihre Lebensmaxime lautet: »Aufs Durchhalten kommt's an, ... im Pferde- und im Menschenleben.« (S. 104)

Die strenge, aber überaus gutmütige Hausregentin steht immer auf Seiten der beiden Mädchen. Sie ist es auch, die die Erziehungsprinzipien vorgibt: gesunde, naturgemäße Lebensweise, Abhärtung und allerlei Hausmittelchen –

mit denen man andere auch quälen kann. Zum Beispiel Ethelbert, einen verzärtelten Schnösel aus der Großstadt, der auf dem Immenhof seine Ferien verbringt und dort seine hypochondrischen Gebrechen auskurieren soll. In finanzieller Hinsicht kommt er wie gerufen, denn sein Gastspiel spült Geld in die klamme Kasse des Gutshofs, der immer wieder Ponys verkaufen muss, um überleben zu können. Die kerngesunden Immenhof-Mädchen verspotten den blassen, verwöhnten Frankfurter Stadtjungen als arroganten »Fatzke«. Er ist überdies noch ein Bücherwurm, der sich in Fantasieabenteuer hineinsteigert, statt diese in der realen Welt zu suchen.

Über die von Ethelbert an den Tag gelegte Blasiertheit können Dick und Dalli nur schmunzeln. Für sie beginnt der Tag mit zünftiger Morgengymnastik. Abhärtung lautet die Devise. Nachts wird, auch im eisigkalten Winter, bei offenem Fenster geschlafen. Geduscht wird nur mit kaltem Wasser. Und wenn sich dann doch mal jemand eine Erkältung einhandelt, gibt es das Allheilmittel schlechthin: Heiße Milch mit Honig. Was anscheinend immer wirkt. Hinzu kommen einfache, gesunde Nahrung und zweckmäßige, naturgemäße Kleidung (bevorzugt aus Schafswolle, auch wenn sie kratzt), Trainingsanzug und Turnschuhe. Auf dem Immenhof haben die Mädchen »die Hosen an«.

Ethelberts Ankunft auf dem Immenhof bildet den ersten Spannungshöhepunkt. Die Mädchen haben ihn sich als bärenstarken Wikinger ausgemalt, doch er ist alles andere als ein nordischer Hüne. Er ist dünn und schwächling und trägt einen Kamelhaarmantel mit Seidenschal. Darunter verbirgt sich ein dunkelbrauner Anzug mit langen Hosen und eine getupfte Krawatte. In Gesprächen hustelt er, wobei er jedes Mal die Serviette an den Mund nimmt, was einen urkomischen Eindruck macht. Das Schlimmste aber: Er ist ein Ponyhasser. Wenn er reitet, dann nur auf »richtigen Pferden«. Es ist klar, dass die Mädchen ihm

hierfür eine Abreibung verpassen. Und auch die Großmutter ist alles andere als gnädig. Sie beginnt Ethelbert mit Mitteln aus ihrer Hausapotheke zu malträtieren, bevorzugt mit Rizinusöl, Baldrian, Haferbrei und Kräutertees. Außerdem verordnet sie ihm jede Menge Hals-, Brust- und Bauchwickeln. Ethelbert tut sich selbst leid. Er könnte heulen und verflucht den ganzen Ponyhof samt seinen Bewohnern und Bewohnerinnen. Und die dort beliebte, derbe Hausmannskost – Fassbohnen, Mettwurst, Sauerkraut mit Rippchen – schmeckt ihm auch nicht. Er will weg, bloß weg ...

Ethelbert lässt kein Fettnäpfchen aus. Ein ihm anvertrautes Pony wirft ihn ab, mehrfach landen seine Reitversuche im Matsch und einmal sogar auf dem Misthaufen. Die – wie wir erfahren sehr schlaun – Ponys ignorieren, treten oder beißen ihn – was ihm den Namen »Ethelbert der Gebissene« einträgt. Und als er sie mit der Peitsche domestizieren will, zahlen sie es ihm heim, indem sie bocken und dadurch ein ganzes Pferdegespann samt Großmutter im Straßengraben landet. Die Mädchen verlieren jeglichen Respekt vor ihm, schimpfen ihn »dämlich«, »Dussel«, »mickriger«, »Doofkopp, miserablicher«, »fieses Ekel« usw. usf.

Dann richtet sich der Blick auf das benachbarte Forsthaus Dodau. Dort ist der ehemalige ostpreußische Major Roth eingezogen und versucht, gemeinsam mit seinem Stallknecht Kaludrigkeit, das verfallene Gebäude wieder auf Vordermann zu bringen. Sie bieten dort für ein verwöhntes Publikum aus der Stadt »Reiterferien am Rande der Heide« an. Und nun steht ein besonderer Anlass an, ein Abschieds-Biwak. Dick und Dalli finden solche Lagerfeuer-Abende albern. Überhaupt ist ihnen der Reitlehrer suspekt, weil er – in ihren Augen – seine Pferde schlecht behandelt und sie statt auf der Wiese im Stall hält. Mehrfach schon hatten sie heimlich seine Pferde befreit und sie zumindest temporär in die Freiheit entlassen.

Nach dieser zweiten dramatischen Episode kündigt sich schon die dritte an. Das Pony Plümmel hat ein Fohlen bekommen und das wird von einem streunenden Hund fast totgebissen. Und ausgerechnet in diesem Moment sind Dick, Dalli und Tante Hilde mit ihrer Tante in der Stadt unterwegs und Ethelbert ist mit Großmutter allein. Ethelbert bewährt sich als Lebensretter und ist fortan das, was er schon immer sein sollte, ein staubverschmierter, dreckiger, »richtiger« Junge mit unordentlichen Haaren, aufgerissenem Pullover voller Strohhalme und alten Gummistiefeln. Zudem lernt er Springreiten. Zum Schluss ist er glücklich wie nie zuvor und gleichwertiges Mitglied der Clique. Das verwöhnte Stadtkind ist bekehrt. Auch, was die Bedeutung von Geld angeht, für das man sich, wie demonstriert wird, nicht alles kaufen kann. Doch die Realität macht auch vor den Toren des heruntergekommenen Gestüts nicht halt: Zwei Ponys sollen als »Bobbi und Bimbo« zu »Reklamepferden« herausgeputzt werden, wodurch sich der kitschige neue Zeitgeist selbst entlarvt.

Wie Ursula Bruns auf die »Verwässerung« ihres Romans durch die Filmadaption reagierte, ist nicht bekannt. Sie nutzte die Erfolgswelle jedoch nicht für sich aus. Für ihr nächstes Buch ließ sie sich fünf Jahre Zeit. *13 alte Esel* ist keine Fortsetzung des erfolgreichen Vorgänger-Romans, sondern geradezu ein Problembuch. Es spielt in einem Heim für vernachlässigte und schwer erziehbare Kinder, die wie folgt vorgestellt werden:

Leos Alter sitzt. Schmuggel, Einbruch, Banküberfall. Mutter tot. Roberts Eltern tot; Fabrikarbeiter beide, leichtsinnig und versoffen. Andreas hat seine Eltern nicht gekannt; bei Ziehmüttern in Hinterhöfen aufgewachsen. Die Kletten haben einen polnischen Landarbeiter zum Vater, der bei einer Messerstecherei umge-

kommen ist; die Mutter ist ausgewandert; Nachforschungen vergeblich. Uwe ist ein Findelkind. Ännes Mutter – na ja, reden wir nicht darüber; die Erziehungsberechtigung ist jedenfalls schon vor Jahren abgesprochen worden. Franziskas Vater war ein Schwerkriegsverletzter, den die eigene Frau hat verhungern lassen, während sie sich mit der Rente amüsierte. Malwines Mutter ist schwachsinnig. (S. 29f.)

Martha, die Leiterin des Heims, spricht in solchen Zusammenhängen von Gesindel, Asozialen und Verbrechern aus Hinterhöfen und Baracken. Wenn man sie nicht straff im Zaum halte, brächen die alten Instinkte unaufhaltsam durch. Deshalb könne man die Zügel nicht fest genug anziehen. Sie hält peinliche Ordnung, eiserne Disziplin und harte Arbeit für die besten Erziehungsmethoden. Mit dem Ergebnis, dass ihre Zöglinge – Kinder und Jugendliche im Alter von sechs bis 14 Jahren – abgestumpft und lethargisch vor sich hinvegetieren und sinnentleert Bibelsprüche abschreiben, die ihre Erzieherin ihnen vorgibt. Ein erbarmungswürdiger Zustand ohne Hoffnung und Frohsinn.

Doch dann taucht plötzlich »Don Chaussee« auf, ein Lebenskünstler und, wie er selbst sagt, Vagabund. Er ist das genaue Gegenteil der autoritären, gefühlskalten Martha. Dennoch haben beide vor Jahren geheiratet und sind auf dem Papier noch immer ein Paar. »Don Chaussee« wird mit folgenden Worten vorgestellt:

Er hieß mit bürgerlichem Namen Josef Krapp und hatte ein bewegtes Leben hinter sich: Waisenhaus, Kaufmannslehre, blinder Passagier nach Amerika, Küchenjunge, Straßenmusikant, Holzfäller, Aushilfskellner auf einem Schiff zurück, Angestellter bei der Krankenkasse, Heizer auf einem Frachtdampfer nach San Franzisko,

Schlosser, Saison-Landarbeiter, Obstpflücker in Kalifornien, Viehtreiber in Texas, Heizer zurück nach Deutschland, wo er Frau Martha traf, die alleine war wie er. Sie hatten geheiratet und ihretwegen war er noch einmal Angestellter geworden. Doch Ruhe fand er auch in der Ehe nicht. Wieder war er nach Texas gegangen – und wieder kam er nun zurück: in dieses Dorf, in dessen Nähe seine Frau inzwischen eine Existenz gefunden hatte als Leiterin eines Heimes für elternlose Kinder. (S. 7)

In der Erziehungsanstalt schlagen Krapp Gefühlskälte, Aggression und blanker Hass entgegen. Er beschließt, dass es so nicht weitergehen kann. Das von Martha benutzte Wort »Verbrecherkinder« will ihm nicht aus dem Kopf. Nach und nach gewinnt er durch Geduld, Liebe und menschliche Wärme das Herz der Kinder, die allmählich auftauen. Dabei helfen ihm 13 alte Esel, denen die Dorfrepräsentanten, darunter der Bürgermeister, nach einem feuchtfröhlichen Gelage zur Freiheit verholpen haben. Die kranken, abgehalfterten Tiere befanden sich von Irland aus auf dem Weg zu einer Schlachtereierie in Tschechien. Und nun stehen sie auf dem Gelände des Erziehungsheimes und richten dort gleich Schaden an, indem sie das von Martha geliebte Rosenbeet verwüsten. Für Martha sind die alten Klepper das »Unnütze, das [ihr] je begegnet ist« (S. 29).

Zudem muss sie mit ansehen, wie die »Decke von Zucht und Wohlerzogenheit« seit Krapps Ankunft »elementar gesprengt« ist: »Seitdem herrschte Unruhe, brodelte es.« (S. 83) Die Kinder und Jugendlichen beginnen, sich gegen die Erziehungsgrundsätze aufzulehnen. Krapp wiederum ist von Gewissensbissen geplagt: »[W]elches Recht hatte er, sich einzumischen – Esel herzubringen?« (S. 83)

Der »simple, nette Kerl«, der »wirklich nett« ist (S. 109) erweist sich als Meister der Diplomatie. Sein Zauberwort heißt »Psychologie«, mit der er eine Mauer aus Vorurteilen Stück für Stück aufbricht. Seinen Stammtischbrüdern, unter anderem den Bauern aus der Nachbarschaft, schwatzt er dieses und jenes ab (unter anderem »Brehms Tierleben«) und beginnt mit der Verschönerung des Heims, wobei ihm die Kinder immer bereitwilliger zur Hand gehen. Besondere Unterstützung erhält er von dem gutmütigen Fabrikanten Herrn Ess, der das Erziehungsinstitut vor Jahren errichtet hatte. Jener ist selbst ein Gebeutelter und Opfer der neuen Zeit:

»Meine Haushälterin taugt zur Kindererziehung noch weniger als ich. Mein Sohn ist fast immer für die Firma unterwegs, monatelang oft; gerade hat er auf dem Balkan zu tun. Und meine Schwiegertochter ist eine bekannte Tennisspielerin und momentan zu einem Turnier in Schweden.« Seine Stimme klang wieder müde. (S. 150)

Herr Ess kommt auf den Gedanken, ein großes Nachbarschaftsfest auf dem Gelände des Schulheims zu veranstalten. Dieses läuft allerdings völlig aus dem Ruder. Die Jugendlichen benehmen sich daneben und blamieren Frau Martha hierdurch so sehr, dass sie eine Entlassung durch Herrn Ess befürchtet. Wieder ist es Josef, der die Wogen glättet. Dabei werden die Hintergründe für Marthas Verstocktheit deutlich:

Ihr ganzes Leben lang hatte sie Angst gehabt, zurückzusinken ins Elend wie ihr Vater. Diese Angst hatte sie vorher vorwärtsgetrieben, von Posten zu Posten, hatte sie rastlos arbeiten lassen: nur nicht aufhören, nicht stillstehen – solange es vorwärtsgeht, kann es nicht zurück-

gehen. Bei ihrer Heirat hatte sie die Angst kurz ausgesetzt, bis sie allzubald nur erkennen mußte, daß ihr Mann keine Sicherheit bot, daß er nicht einmal versuchte, sich selbst und sie zu sichern. (S. 217)

Sie gesteht:

»[I]ch will es einmal sagen. Ich kann nicht lieben, ich habe nie geliebt, auch dich nicht. Ich wollte verheiratet sein wie alle Frauen, Ruhe und Sicherheit haben. Dann warst du so still und sanft, und ich dachte, du seist wie er – mein Vater, und ich fürchtete mich. Als du weggingst, war ich froh.« (S. 317)

Sie räumt ihre Fehler ein (»ich habe ganz falsch gedacht«), was auch ihre Einschätzung über die »verlorenen Jugendlichen« angeht. Krapp erklärt ihr:

»Sie müssen wissen, daß sie nun unsere Kinder sind, daß dies i h r Haus ist. Daß keine Ungezogenheit sie von uns trennen kann, daß ihnen niemand ihre Eigenschaften vorwirft, daß wir immer für sie da sind, auch wenn sie böse sind.« (S. 319)

Wenig später heißt es über die besonders schwierige Änne: »Wir müssen es versuchen. Wenn sie wirklich unser Kind wäre, würden wir sie doch auch nicht streunen lassen, Eltern tun das doch nicht.« (S. 321)

Zum Schluss sind die Jugendlichen »nützliche Glieder« der Gesellschaft geworden und die Ehe ist gerettet. Martha und Josef sehen einer glücklichen Zukunft entgegen. Die »kalte Mauer« zwischen beiden ist nicht mehr existent (S. 320).

13 alte Esel ist ein Buch, das sich sowohl an erwachsene wie jugendliche LeserInnen richtet. Das schwierige Thema wird auch hier unterhaltsam vermittelt, wozu die

Streiche der Esel und die Rolle eines »echt westfälischen« Pastors beitragen, der jede Alltagssituation mit einem Bibelspruch in Plattdeutsch kommentiert – und es sich nicht nehmen lässt, die Esel auf die Namen von Propheten aus dem Alten Testament zu taufen.

In der Filmfassung aus dem Jahr 1958 ist von diesem pädagogischen Anspruch nicht viel übriggeblieben. Dort steht eindeutig die Figur des Josef Krapp, verkörpert durch die Filmlegende Hans Albers, im Mittelpunkt. Kein Klischee wird ausgelassen, gipfelnd in dem von Albers' zur Gitarre gesungenen *Esellied*. Auch darüber hinaus konnte der Film mit Starbesetzung aufwarten. Weitere Rollen waren mit Marianne Hoppe, Karin Dor, Gunnar Möller und Günther Lüders besetzt. Die Musik stammte von Martin Böttcher, einem der bekanntesten deutschen Filmkomponisten. Die Buchfassung brachte es auf immerhin sieben Auflagen. Der Autorin wurde bescheinigt: Wenn sie, wie hier, ein »heißes Eisen« anfasse, tue sie es »mit Charme und gemütvолlem westfälischen Humor«.

Mit Ende dreißig unternahm Ursula Bruns eine Reise nach Ägypten und Syrien, Gegenstand ihres Buchs *Echtes Gold und falsche Steine. Eine Frau reist durch Ägypten* (1960). Für eine Frau war ein solcher Trip in ein arabisches Land in den 1950er Jahren mehr als ein Allerweltsabenteuer. Mitunter war er sogar gefährlich. Die Autorin widmet diesem Aspekt ein eigenes Kapitel ihres Buchs, »Eine Frau geht durch die Stadt«.

Bruns' Reisebericht würde man heute vielleicht unter »Infotainment« rubrizieren. Die Autorin vermittelt Landeskunde auf originelle und unterhaltsame Weise, ohne dabei historische Fakten zu vernachlässigen. Zugleich bietet der Band das Persönlichkeitsporträt einer couragierten, eigenständigen Frau, der es darum ging, ein authentisches Bild des Landes zu zeichnen, abseits jeder Reiseprospektseligkeit.

Sie setzte auf eigene Erfahrungen und wollte sich nichts vorgaukeln lassen. Malheurs nahm sie in Kauf und ertrug sie mit Gleichmut und Humor. Es wird aufrichtig erzählt, wie es wirklich zugeht in den beliebten Touristenorten, was die Reisenden tatsächlich dort erwartet. Und das war in der Hauptsache niederschmetternd – eine Mixtur aus Nepp, Klüngel und Lethargie.

Der Blick der Reisenden erfasst die Ursache von Missständen mit analytischer Klarheit, ohne dabei eine hochnäsige westliche Haltung an den Tag zu legen. Statt die Schuld bei den Einheimischen zu suchen, wird ein allgegenwärtiger Kommerz gegeißelt, der, Hand in Hand mit dem Tourismus, den Untergang einer ganzen Kulturepoche mitherbeigeführt habe. Mit einer gehörigen Portion Selbstbewusstsein ausgestattet, scheute sich die Autorin nicht, mit Einheimischen über die Unterdrückung der Frau im Islam kritisch zu diskutieren.

Es wird nichts beschönigt. Über das Nationalmuseum in Kairo heißt es:

Alle Pyramiden, Tempel und Gräber Ägyptens sind leer. Was von ihrem reichen Inhalt übrigblieb – was die Grabschänder der Vergangenheit nicht raubten, die ersten Ausgräber nicht heimsandten nach London, Paris, Berlin, die letzten Könige nicht verscherbelten zur Auffüllung ihrer Privatschatulle –, das befindet sich, als immer noch größte ägyptologische Sammlung der Welt, im Nationalmuseum zu Kairo: einem gewaltigen Fremdenschreck, einer Plunderkiste der Archäologie ... Das weitaus meiste davon ist historischer Abfall, der besser im Magazin aufgehoben oder devisabringend an die kleineren Museen der Welt abgestoßen werden sollte. Von der wahrhaft erstickenden Fülle dieser unsortierten Massen kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß voriges Jahr bekannt wurde, es seien rund 25000 Ausstellungsstücke verschwunden – nach

offizieller Version von Exkönig Faruk in einem eigens dazu eingerichteten Antiquitätengeschäft in New York verkauft worden. Die Kenner der Verhältnisse meinen freilich, der davongejagte König biete sich allzu bequem als Sündenbock an; ein Großteil der Objekte sei von anderer Seite auf andere Weise versilbert worden. Wie dem aber auch sein mag: fest steht, daß das Fehlen von 25000 Stücken jahrelang überhaupt nicht bemerkt worden ist! Wer hier etwas finden will, muß vorher schon genau wissen, was er sucht. (S. 88)

Darüber hinaus galt Bruns' Interesse den Reittieren, ob Esel (unterschätzt), Kamel (Liebe auf den zweiten Blick) oder grazilen Araberhengsten. Sie mischte sich unters Volk, war oft auf eigene Faust unterwegs, vertraute sich einem Taxichauffeur an, der weder eine westliche Sprache beherrschte noch das Ziel der Fahrt kannte; auch schaute sie sich als einzige Frau inmitten einer Gesellschaft arabischer Männer die Darbietungen einer Bauchtänzerin an. Bei alledem verzichtete sie auf äußere Reisebequemlichkeiten, ja bringt westlich getrimmten ägyptischen Luxushotels eine ausgesprochene Aversion entgegen. Sie fand, wie sie schildert, allmählich Zugang zu einem ganz anderen Denken und anderen Wertvorstellungen. Hierzu gehörte auch, Dinge einfach passieren zu lassen. Ihr westlich geprägter Sinn von Pünktlichkeit und Verlässlichkeit wurde dabei auf eine harte Probe gestellt, zumal sie sich als besonders akribische Reiseplanerin beschreibt. Mit der Zeit konnte sie den anderen Landessitten viele Vorteile abgewinnen. In diesem Sinn ist dem Werbeprospekt durchaus zuzustimmen, der das Buch wie folgt beschreibt:

Bruns hat Verstand und Witz und die Gabe, die Dinge des Alltags genau zu beobachten und eindringlich zu erzählen. Sie weiß die Einheimischen richtig zu fragen. Sie

sieht, was nicht im Konzept des Propagandaministeriums enthalten ist. Gleichwohl entsteht nicht nur eine Plauderei aus locker gereihten Episoden: das Heitere, Düstere, Ordinaire und Zugespitzte fügt sich zu einem entschiedenen, originellen Bild des Orients zusammen. Augenfälligstes Ergebnis einer solchen Reise, daß plötzlich das eigene Leben nicht mehr selbstverständlich erscheint. Vor dem fremden Lande sieht man schließlich auch sich selber anders.

Zehn Jahre hat Ursula Bruns an *Der Zauberer von Amsterdam* gearbeitet, erfahren wir aus dem Klappentext ihres nächsten belletristischen Titels. Entstanden ist ein Buch, das sich deutlich von ihren früheren Titeln unterscheidet. Im Mittelpunkt steht diesmal kein weiblicher Teenager, sondern ein anfangs 13-jähriger Junge, dessen Lebensweg und Reifeprozess gut drei Jahre lang begleitet werden. Zudem ist die Handlung in einem anderen Land und in der Vergangenheit angesiedelt. Sie entführt in die historischen Kulissen Amsterdams im 17. Jahrhundert. In der reichen Handelsstadt treffen wir auf kühne Seefahrer, reiche Handelsherren, redelustige Matrosen, glanzvolle Maler, berühmte Erfinder, gelehrte Wissenschaftler – und wie immer versteht es die Autorin, diese Charaktere originell auszugestalten.

Der Protagonist, Jan Floris, ist von der brodelnden Atmosphäre der Großstadt fasziniert. Doch das schwächliche, beständig kränkelnde Waisenkind ist niemand, dem man Großes zutraut. Es lebt in einem Heim und seine Zukunftsaussichten sind alles andere als glänzend. Aber Jan verfügt über Eigenschaften, die anderen fehlen: Mut, Fantasie und einen starken Willen. Hinzu kommt eine unstillbare Sehnsucht: Er will später einmal auf den Weltmeeren segeln, ferne Länder und Kontinente kennenlernen, Schlachten schlagen – um dann als gefeierter Kapitän und Held zurückzukehren.

Als sich Amsterdam für die Ankunft eines solchen siegreichen Admirals rüstet, kann Jan sich nicht zurückhalten. Hingerissen von seinen Wunschträumen, reißt er aus und springt auf eines der zur Begrüßung ausfahrenden Boote. Hierdurch erweckt er – verfroren und durchnässt – die Aufmerksamkeit des Amsterdamer Bürgermeisters. In ihm gewinnt er einen Förderer, der ihn aus dem Waisenhaus herausholt und bei dem Händler und Wissenschaftler Simonis de Vleet in die Lehre gibt. Dort kann Jan sein handwerkliches Geschick unter Beweis stellen. Er versteht es, Modelle großer Schiffe originalgetreu nachzuschneiden, wofür ihn das Stadtoberhaupt mit etlichen Gulden entlohnt.

Jans Lehrherr hingegen ignoriert den Jungen vollständig. Er ist überhaupt ein seltsamer Patron, der in einem höchst zweifelhaften Ruf steht. Für die Bürger der Stadt ist er der »Zauberer von Amsterdam«, weil er sich mit exotischen Dingen und Tieren und einem dunkelhäutigen Diener umgibt. Seine Zeit verbringt er mit vermeintlich obskuren naturwissenschaftlichen Experimenten.

Auch Jan weiß nicht, was er von van Vleet halten soll. Anfangs hält er es tatsächlich für möglich, dass er mit dem Teufel im Bunde steht. Als sich ihm eine Gelegenheit bietet, nimmt er erneut Reißaus. Doch seine heimliche Segelfahrt endet mit einem Fiasko, sein Freund und er werden im Sturm an Land gespült. Jan erringt hierdurch die Freundschaft von van Vleets Diener Ahmed, der Jans Hang zur Weite des Meeres und fremden Ländern aus eigener Erfahrung kennt.

Über seinen »Meister« lernt Jan den studierten Junker Jacobus kennen, der ihn mit der Gedankenwelt der Wissenschaft bekanntmacht. Das erwachte Interesse an der Wissenschaft führt Jan wieder zu Simonis van Vleet zurück. Dieser akzeptiert ihn nun offiziell als seinen Schüler und führt ihn tiefer in die Geheimnisse der neuen Wissenschaften ein. Der ehemalige Waisenjunge ging nun als

geladener Gast zum Hafener, und der Zauberer, den er damals todbang fürchtete, hatte ihn auf ungeahnte Weise ganz verzaubert, als er sagte: »Er ist mein Schüler – und vertrauenswürdig!« Den heißen Wünschen, die ihm jetzt die Brust erfüllten, stand nichts mehr im Wege. Er würde die Bahn der Sterne kennenlernen und die Ozeane in den Wassertropfen sehen, er würde seinen Lehrern lauschen und die Bücher lesen, die der Junker Jac ihm senden wollte; die geheimnisvolle Welt der Folianten würde er erforschen, die in Saal und Kabinett nur auf ihn wartete. Und am Ende seines Lebens würde er vielleicht auch weise sein, wie der Meister Simonis, den die Unwissenden einen Zauberer nannten! Während er neben der Sänfte durch die engen Straßen lief, durch das wimmelnde Gedränge, war er der Glücklichen einer, war er unbändig fröhlich, weil ein Leben voll schöner Mühen vor ihm lag, voller Rätsel, die er lösen wollte, voller Arbeit, die ihm in den Fingern juckte. Ein reiches, reiches Leben ohne Geld und Gold und Ruhm ... (S. 292f.)

Anders als früher nimmt Jan nun Anteil an van Vleets Experimenten, wobei dem Mikroskopieren und astrologischen Beobachtungen besondere Bedeutung zukommen. Jan entdeckt seine eigene, unstillbare Wissbegierde. Van Vleet ist zwar durchaus eine zwielichtige, griesgrämige und unzugängliche Gestalt, die unter anderem dubiose Geschäfte mit Seefahrern macht, aber die Vorstellung, er sei von einem Dämon besessen, entpuppt sich als bloße Projektion einer vom Aberglauben geprägten Gesellschaft.

Mit *Der Zauberer von Amsterdam* hat Ursula Bruns ein dichtes, vielfarbiges Zeitporträt geschaffen, das den Lesenden die Atmosphäre der großen Handelsmetropole derart nahebringt, dass sie glauben, selbst durch die Gassen der

damals reichen Handelsstadt zu schlendern. Sie legte hier sicherlich ihr Meisterwerk vor, das sprachlich und gestalterisch anspruchsvoller ist und das literarische Vermögen der Autorin eindrucksvoll unter Beweis stellt. Das Buch bietet zugleich ein Historienpanorama, das Politik, Wissenschaftsgeschichte und nautische Welt in der Gedankenwelt des Hauptprotagonisten zusammenführt – mit einem ausführlichen Glossar im Anhang, das wegweisende Persönlichkeiten der Zeit in Porträtform vorstellt.

Gleichwohl erlebte das Werk nur zwei Auflagen, womöglich, weil es nicht in die literarische Schublade passte, in der man die Autorin verorten wollte. *Der Zauberer von Amsterdam* ist Bruns' letztes Jugendbuch. Als es erschien, hatte sie sich bereits für ihre zweite Passion, die Pferdezucht, entschieden. Immerhin ließ sie noch weitere Übersetzungen aus dem Bereich Jugendbuch folgen.

Und die Autorin? Aus Lexika oder anderen Quellen ist wenig über sie zu erfahren. Man ist auf die Klappentexte ihrer Bücher und das Urteil von WegbegleiterInnen angewiesen. Sie sei wie ein Geysir gewesen, berichtet Uta Over mit Blick auf die von Bruns' initiierten Reformen des Reitunterrichts,

[i]mmer sprudelnd und zu gelegentlichen eruptiven Ausbrüchen neigend. Eine Frau voller Ideen und Visionen. Die Visionen waren so weitreichend, dass sie sich vielen nur langsam erschlossen und sie lange Zeit belächelt und mit steigendem Erfolg in der Freizeitreiterszene von der Sportszene regelrecht bekämpft wurde.

Aber sie hat sich durchgesetzt. Ihre Ideen zur Pferdehaltung und zu einem pferdeschonenden und auch für den Menschen angenehmen Reiten waren in sich schlüssig; sie stießen bei Menschen, die weder sich noch ihre Pferde drillen (lassen) wollten, auf ein breites Interesse.

Durch ihre Anstrengungen bekam der Begriff ›Freizeitreiter‹ einen anderen Klang.²

Mit »ungeheurer Hartnäckigkeit« bis zur Verbissenheit habe sie an der Verwirklichung ihrer Ideen gearbeitet und sei damit letztlich so erfolgreich gewesen, dass sie heute als »Reformerin der Freizeitreiterei im 20. Jahrhundert in Deutschland, Österreich und ... der Schweiz« anerkannt sei. Ihr »Hauptinteresse war und blieb ihr ganzes Leben lang die artgerechte Haltung von Pferden und ein pferdeschonendes Reiten«.

Bruns führten Reisen in die ganze Welt:

[s]ie besuchte Züchter und Reiter in Nord- und Südafrika, in Asien, in Amerika und ritt Hunderte von fremden Pferden. Sie entdeckte Gangarten, die hierzulande noch niemand kannte: Tölt, Foxtrott, Paso in etlichen Variationen. Gangarten, von denen heute jeder ambitionierte Freizeitreiter zumindest einmal gehört hat ... Und sie brachte nach und nach die Pferde, die sie auf ihren Reisen so fasziniert hatten, nach Deutschland ...«.
(Ebd.)

Mit den Islandpferden kam sie bereits im Jahre 1949 in Kontakt und importierte sie später für den Film »Die Mädels vom Immenhof«. 1958, in der Hochphase ihrer belletristischen Werke, gründete Bruns die Zeitschrift *Freizeit im Sattel*, ein auf Austausch angelegtes offenes Forum und Sprachrohr für Pferdefreundinnen und -freunde. Es kann nur erahnt werden, wieviel Energie ein solches Unternehmen kostete, das weiteren belletristischen Ambitionen der Autorin wohl keinen Raum ließ und sie fortan an

² Erschienen in *PferdeWoche* Nr. 09/2015, online unter: <https://docplayer.org/40188034-Ursula-bruns-rebellin-und-reformerin.html> (abgerufen am 29.04.2021).

die Pflichten einer Herausgeberin band. Sie war überdies Mitbegründerin des Deutschen Pony-Klubs e.V. und veranstaltete 1960 die erste Deutsche Islandpferdemeisterschaft. Ihr Pferdezentrum im westmünsterländischen Reken wurde zu einer allseits bekannten Institution. Für ihr Wirken wurde Ursula Bruns mehrfach mit Preisen ausgezeichnet. Fiona Dummann fasst zusammen:

1952 ... war die Ständerhaltung (Pferde werden angebunden in ihrem Stand gehalten) noch die Norm. Dies ist heute in den meisten Bundesländern verboten. Die Bereitschaft zur Offenstallhaltung setzte sich ab den 1970er Jahren erst langsam durch. Vorrangig auch durch das Engagement von der 1922 in Bocholt geborenen und 2016 in Reken verstorbenen Ursula Bruns. Sie schrieb nicht nur über Ponys, sie lebte mit ihnen und war eine anerkannte Pferdefachfrau und Pionierin: für die erwähnte artgerechte Haltung von Pferden, aber auch für die Disziplin des Freizeitreitens.

Heute ist es selbstverständlich: Menschen halten sich ihr Pferd, um mit ihm partnerschaftlich umzugehen und die Natur zu erleben, ohne auf Turnieren Leistung erbringen zu müssen. 1952 war dies noch anders. Bis in die 1920er Jahre war Reiten den Reichen vorbehalten, nur Offiziere waren zu Reitturnieren zugelassen. Während der Weltkriege waren die Truppen hauptsächlich mit Pferden für das Transportwesen ausgestattet und nicht motorisiert. Hier zählten der Gehorsam und die Disziplin der Tiere. Dass sich in der Nachkriegszeit mit Ursula Bruns eine Frau für eine partnerschaftliche Beziehung zwischen Pferd und Reiter und eine Demokratisierung und Öffnung des Reitsports für alle Bevölkerungsschichten einsetzte, führte vorerst nur zu Befremden und Ablehnung. Doch Bruns' Hartnäckigkeit sowie der Erfolg ihrer Kinderbücher gaben ihr Recht. *Dick und Dalli und die Ponies* ist insofern auch reformerisch,

als dass es die erwähnten Islandponys zu diesem Zeitpunkt in Deutschland noch gar nicht gab. Heute lebt die größte Population an Islandponys außerhalb ihrer Heimat mit ca. 60000 eingetragenen Tieren in Deutschland. Bruns stieß bei einer ihrer zahlreichen Reisen auf diese Rasse, die u. a. durch die zusätzlichen Gangarten Tölt und Pass besticht, und machte sie durch ihr Kinderbuch einer großen Öffentlichkeit bekannt. Für die berühmte Verfilmung *Die Mädels vom Immenhof* sorgte die Autorin dafür, dass erstmals Isländer importiert wurden und – nach einiger Ablehnung – ihren Siegeszug durch ganz Deutschland antreten konnten.³

Für Ute Over war Ursula Bruns keine »einfache« Frau:⁴

Für ihre Gegner ... war sie eine gefährliche und nicht unterzukriegende Gegnerin – zu scharf war ihr Verstand, zu geschliffen ihre Rede. Und ihr Temperament war einfach höllisch, wenn sie sich erst einmal in Rage geredet hatte ... Niemand war sicher vor ihrem beißenden Zynismus, wenn er nicht gut gewappnet mit Argumenten mit ihr streiten wollte. Aber das, was Ursula Bruns erdacht, angeschoben, verwirklicht hat, kann man nicht tun, wenn man nur »lieb und freundlich« ist.⁵

Ursula Bruns sagte 1986 gegenüber der Wochenzeitung *Die Zeit* in einem Interview:

³ Fiona Dummann: *Die Mädchen haben die Hosen an. Ursula Bruns: Dick und Dalli und die Ponies*, in: *Vom Heimatroman zum Agitprop. Die Literatur Westfalens 1945-1975*. Hg. von Moritz Baßler, Walter Gödden, Sylvia Kokot und Arnold Maxwill. Bielefeld 2016, S. 57-61. Hier S. 59.

⁴ *PferdeWoche* (Anm. 1).

⁵ Vgl. Anm. 1.

Ich bin ein nüchterner Mensch und Kaufmann. Ich bin kein Sentimentalist. Wir hängen nicht von morgens bis abends am Pferdehals. Oh, das ist wichtig, das ist mir immer vorgeworfen worden. Dieser Weiberhaufen! Diese Sentimentalisten. Aber ich bin auf der anderen Seite der absoluten Überzeugung, dass die Zeit des rein männlichen Handelns und Denkens, der rein männlichen Weltanschauung, vorbei ist. Ich bin der Überzeugung, dass die zum erstenmal finanziell selbständige Frau eminent viel beitragen kann zu einer Veränderung dieser Welt.⁶

Solche Zeugnisse weisen Bruns als durchsetzungsstarke Frau aus, eine Qualität, die auch für ihren literarischen Werdegang charakteristisch ist. Auch hier war sie keine Autorin des Mainstreams, sondern verwirklichte ihre eigenen Vorstellungen.

Nachdem Ursula Bruns ihren Lebensmittelpunkt für einige Jahre nach Spanien verlegt hatte, zog es sie wieder nach Westfalen zurück. Sie starb am 22. April 2016 in der Nähe von Reken.

⁶ Zitiert nach Dummann (Anm. 3), S. 60.

Textnachweise

Auszüge aus *Hindernisse für Huberta*. Freiburg: Herder 1950, S. 176-184, 194-202 – Auszüge aus *Wohin mit Fritzli?* Freiburg: Herder 1951, S. 32-48, 134-151, 258-264 – Auszug aus *Dick und Dalli und die Ponies*. Freiburg: Herder 1952, S. 5-14 – Auszüge aus *13 alte Esel*. Gütersloh: Bertelsmann 1956, S. 129-133, S. 297-312 – Auszüge aus *Echtes Gold und falsche Steine. Eine Frau reist durch Ägypten*. Gütersloh: Mohn 1965, S. 42f., 51-54, 65-69, 75, 226-228, 230, 257-264 – Auszug aus *Der Zauberer von Amsterdam*. Freiburg: Herder 1964, S. 149-157.

Dank

Der Herausgeber dankt Gesa Allerheiligen und Tim Preuß für ihre Mithilfe bei der Redaktion. Ein weiterer Dank gilt Oliver Schalles für wertvolle Hinweise und die Gewährung der Abdruckgenehmigungen.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koster (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd.

66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69)) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80)) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benzler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Jürgen Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Brôcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106).